

AMSTERDAMER BEITRÄGE ZUR
NEUEREN GERMANISTIK

herausgegeben von

Gerd Labroisse

AMSTERDAMER BEITRÄGE ZUR
NEUEREN GERMANISTIK
BAND 23-1987

REZEPTIONSFORSCHUNG
ZWISCHEN HERMENEUTIK
UND EMPIRIK

herausgegeben von

ELRUD IBSCH und DICK H. SCHRAM



Amsterdam 1987

Norbert Groeben

Verstehen, Erklären, Bewerten in einer empirischen Literaturwissenschaft

0. Problemstellung

In der klassischen hermeneutischen Literaturwissenschaft gilt das Verstehen als (Textauslegungs-) *Methode*. Der Kern der Begründung dafür liegt in dem — dualistischen — Argumentationsansatz: Gegenstand der Literaturwissenschaft sind vom Menschen geschaffene Texte, deren zentrales Charakteristikum in ihrer 'Bedeutung' oder ihrem 'Sinn' zu sehen ist, und diesem Gegenstand ist nur die Methode des Verstehens angemessen, nicht die naturwissenschaftliche Methodik des Erklärens. In einer empirischen Rezeptionsforschung oder Literaturwissenschaft gilt das Verstehen von Texten zum größten Teil nicht als Methode, sondern als Gegenstand der Wissenschaft; es wird zwar die grundlegende Charakterisierung des Gegenstandes bzw. der Gegenstandseinheiten (als Sinneinheiten etc.) akzeptiert, damit aber überhaupt nicht die Unmöglichkeit oder Unbrauchbarkeit des Erklärens verbunden. Ich will im folgenden versuchen, einige grundlegende Begründungsschritte dafür zu benennen und (teilweise) herauszuarbeiten, daß diese metatheoretische Rekonstruktionsperspektive sinnvoll und brauchbar ist. Wenn ich mit Pasternack den Ansatz der hermeneutischen und das heißt nicht-empirischen Analyse literarischer Werke als Konstitutionstheorie bezeichne, dann will ich mich dabei auf die Gegenüberstellung von Konstitutions- und Rezeptionstheorie beschränken; in bezug auf die Produktionstheorie stimme ich mit der ablehnenden Haltung von Pasternack völlig überein: "Die Konstitution des ästhetischen Werks ist prinzipiell nicht aus Fähigkeiten, Intentionen,

Motivationen, Bedürfnissen des Produzenten zu erschließen" (1986: 6). Ich werde daher die (aus meiner Sicht) Überwindung der Konstitutionstheorie durch die Rezeptionstheorie in drei Thesen zu diskutieren versuchen, die sich entsprechend den klassischen konstitutionstheoretischen metatheoretischen Positionen in der Literaturwissenschaft auf die Problemperspektiven von Verstehen, Erklären und Bewerten beziehen. Um die Darstellung nicht mit komplizierten und inhaltlich wechselnden empirischen Untersuchungsbeispielen zu belasten, möchte ich zur Veranschaulichung einen konkreten literarischen Text (und eine spezifische Fragestellung, nämlich Skinners 'Walden Two' als positive oder negative Utopie?) ansetzen, der für alle drei angezielten Analyseebenen ergiebig ist; die anzuführenden möglichen Textrezeptionen sind dann nicht empirisch-methodisch gesichert, aber dieser Mangel wird hoffentlich durch den konkreten Veranschaulichungseffekt aufgehoben. Als Fazit der Analyse in den drei Thesenbereichen werde ich abschließend versuchen, Ebenen des Verstehens zu unterscheiden und die Relation dieser Ebenen zu den Kategorien 'Methode' vs. 'Gegenstand' zu präzisieren.

1. Beispiel: Skinners 'Walden Two' als positive oder negative Utopie?

Im Jahre 1948 hat der berühmte amerikanische Psychologe Burrhus Frederick Skinner seinen Ansatz einer 'Verhaltenstheorie' in eine literarische Utopie umgesetzt: Walden Two. Um nicht in die Gefahr zu geraten, meine persönliche Rezeption dieses Romans in die Darstellung des Inhalts einfließen zu lassen, übernehme ich die Zusammenfassung von Schaller (1984: 219-221; vgl. Anhang I).

Die zentrale inhaltliche (literaturwissenschaftliche) Frage, an der ich im folgenden die metatheoretischen Probleme diskutieren und verdeutlichen möchte, ist: 'Ist 'Walden Two' eine positive oder negative literarische Utopie?' bzw. (was m.E. schlußendlich auf dasselbe hinausläuft): 'Ist 'Walden Two' als positive oder negative literarische Utopie zu lesen?'¹

1. Die Frage ist in dieser Form selbstverständlich eine zu

Dabei gehe ich von folgenden Bedeutungspostulaten für die Begriffe 'positive' und 'negative Utopie' aus:

Eine positive Utopie liegt vor, wenn man Strukturmerkmale der gegebenen Welt, die als negativ, bedrohlich etc. empfunden werden, durch Merkmale einer positiven Entwicklung (des Menschen, seiner Gesellschaft etc.) kontrastiert, wobei diese gedachte positive Entwicklung als (fiktive, aber vollzogene) Realität literarisch dargestellt wird.

Eine negative Utopie liegt vor, wenn man Strukturmerkmale der gegebenen Welt, die als negativ, bedrohlich etc. empfunden werden, in ihrer negativen Entwicklung fort- und zuendedenkt, um diese negativen Entwicklungsmöglichkeiten der vorhandenen Realität als 'Abschreckung' literarisch darzustellen.

2. These: Verstehen ist — größtenteils — keine Methode, sondern Gegenstand

Zur Kontrastierung von empirischem und hermeneutischem Paradigma im Bereich der Rezeptionstheorie eignet sich als Ausgangspunkt auf hermeneutischer Seite vor allem die Rezeptionsästhetik (der sog. Konstanzer Schule: Jauß, Iser, Warning etc.). In der rezeptionsästhetischen Ausgangsthese stimmen empirisches und hermeneutisches Paradigma — noch — überein: nämlich daß ein literarischer Text qua Bedeutungs- oder Sinneinheit nur als rezipierter existiert; solange nicht ein rezipierendes (menschliches) Bewußtsein mit den Schriftzeichen konkrete Bedeutung(en) verbindet (Konkretisation bei Ingarden; z.B. 1965, 1968), handelt es sich eben nur um eine mehr oder minder strukturierte Verteilung schwarzer Muster auf weißem Grund (physikalisch). Das impliziert eine prinzipielle, konstitutive

Veranschaulichungszwecken vereinfachte. Es ist mir schon klar — und wird von mir auch theoretisch vertreten —, daß alle literarischen Utopien Aspekte negativer *und* positiver Utopizität enthalten. Worum es hier — differenzierter verbalisiert — gehen wird, ist, ob bestimmte Aspekte von 'Walden Two', die z.B. von der Rezeptionsästhetik aus als 'positiv-utopisch' zu 'interpretieren' sind, dennoch theoretisch berechtigter als negativ-utopisch klassifiziert werden sollten.

Relevanz des (rezipierenden) menschlichen Bewußtseins für den Gegenstand 'literarischer Text'. Die Rezeptionsästhetik impliziert daher die Kernannahme, daß der Ort der Textbedeutung 'die Einbildungskraft des Lesers' ist (Iser 1971: 33), d.h. die Bedeutung des Textes wird im Leseakt generiert (o.c.: 34). Der Rezipient ist also ein notwendiger 'Vollender' des Kunstwerks (Eco 1973: 29), durch den das literarische Werk erst real konstituiert wird; seine *reproduktive* Aktivität ist eine 'bedeutungskonstituierende Instanz' (Schmidt 1974:43). Damit sind die 'essentialistischen und ontologischen Definitionen' (des Textes: Pasternack 1975: 86ff.) überwunden. Diese prinzipielle 'Offenheit' des (literarischen) Kunstwerks (Eco 1973) manifestiert sich in einer Polyvalenz der (konkretisierten, rezipierten) Textbedeutungen oder mit dem Ausdruck von Lämmert (1973): einer Rezeptionsamplitude. Die Entgrenzung von eingeschliffenen Bedeutungsdimensionen, Wahrnehmungsperspektiven, Verarbeitungsstrategien etc. ist daher eine der zentralen (kognitiv-reflexiven) ästhetischen Funktionen dieses 'offenen Kunstwerks' (Eco). Daraus resultiert für das empirische Paradigma der Literaturwissenschaft ganz eindeutig die Notwendigkeit, eben jene Rezeptionen (d.h. konkretisierten Textbedeutungen), die in vom Einzelnen, auch vom einzelnen Wissenschaftler, nicht antizipierbarer Vielfalt durch das 'offene Kunstwerk' ausgelöst werden können, empirisch zu erheben. Nur eine empirische Erhebung dieser Rezeptionsamplitude kann der ästhetischen Funktionalität des Kunstwerks (wie sie gerade auch von der Rezeptionsästhetik postuliert wird) gerecht werden.

Die Rezeptionsästhetik aber zieht diese Konsequenz keineswegs, sondern bleibt im hermeneutischen Paradigma und interpretiert, um in diesem Paradigma verbleiben zu können, konkrete Rezeptionsdaten nur als Daten mit Aussagekraft hinsichtlich des Lesers, nicht aber des (literarischen) Werkes. Stattdessen führt sie in einer hermeneutischen Kehrtwendung das Konstrukt des 'impliziten Lesers' (Iser 1972, 1976) ein. Dabei handelt es sich gerade nicht um einen realen (empirisch zu erforschenden) Leser und seine Textkonkretisationen, sondern um ein hermeneutisches Konstrukt, d.h. die durch den Text bzw. seinen Autor 'gelenkte Aktivität des Lesens' (Iser 1976: 60). Der implizite Leser ist ein abstrakter Leser im Sinne der 'im Text enthaltenen Norm für den

adäquaten Lesevorgang' (Link 1976: 23). Damit aber fällt die Rezeptionsästhetik m.E. ganz eindeutig hinter ihren Ausgangspunkt zurück, d.h. unterstellt in dieser (hermeneutischen) Interpretationsmethodik (der Explikation des impliziten Lesers) wieder einen ontologischen, essentialistischen Textbegriff. Das wird unmittelbar deutlich, wenn man den oben zitierten Ausgangspunkt von Iser (der Ort der Textintention in der Einbildungskraft des Lesers) mit dem (durchaus korrekten) Fazit der Interpretationsmethodik von Link (1973: 567) kontrastiert: "Die 'Intention des Textes' ist im Text".

Wenn man entsprechend dieser Interpretationsmethodik die Strategien zur Realisierung der impliziten Leserrolle in dem Beispieltext von Skinner expliziert, so müßte man wohl vor allem die Mittel herausarbeiten, durch die eine (positive) Identifikation mit den beiden entscheidenden Protagonisten und Proponenten von Walden Two (vom Autor) intendiert wird. Dazu gehört — als einfachstes — sicher auch die Namensgebung; ich zitiere wieder Schaller (1984: 224):

Frazier, der Propagandist der neuen Gesellschaftsform, steht dem konservativen Augustin Castle gegenüber, dessen Name nicht nur scholastische Spitzfindigkeit, sondern auch mauerdicke Unbelehrbarkeit symbolisiert. Burris, der aufgeschlossene Psychologe, steht in der Mitte. Sein Name erinnert sicherlich nicht zufällig an Burrhus Frederick Skinner selbst. Sein anfangs zögerndes Schwanken spiegelt die professionelle Skepsis des Wissenschaftlers wider, dementsprechend wirkt seine letztendliche vorbehaltlose Zustimmung als wissenschaftliche Sanktionierung des Skinnerschen Gesamtkonzepts.

Entsprechend wären die erkenntnistheoretischen und auf den Konditionierungsansatz bezogenen theoretischen Diskussionen zwischen Castle—Frazier—Burris zu analysieren, die immer mit einem 'Sieg' von Frazier über Castle enden (vgl. dazu im einzelnen noch unten Abschnitt 3). Zu dem gleichen Ergebnis würde auch eine Analyse der 'Entwicklung' von Burris selbst führen, seiner Zweifel, Beruhigungen, Einsichten etc., die schlußendlich zu der Bekehrung und Wallfahrts- bzw. Canossagang-ähnlichen Rückkehr nach Walden Two führt. Die dabei eingesetzten literarischen Mittel wären für einen Rezeptionsästhetiker sicherlich (wegen ihrer Einfachheit) nicht sonderlich interessant (aber es gibt Schlimmeres: z.B. Ruben Ardilas 'Walden Très' 1981), im Hinblick auf

die oben eingeführte konkrete Ausgangsfrage würde aber jede Analyse des impliziten Lesers notwendigerweise auf die Klassifikation von 'Walden Two' als 'positive Utopie' hinauslaufen (so wie der Roman vom Autor eben angelegt worden ist)².

Ich habe diese hermeneutische Assimilation der rezeptionsästhetischen Ausgangsthesen in einer völlig unveränderten hermeneutischen Interpretationsmethodik mehrfach ausführlich kritisiert (vgl. Groeben 1977, 1982 etc.) und will hier nur kurz die Hauptargumente dafür, daß aus dieser hermeneutik-orientierten Kehrtwendung der Rezeptionsästhetik ein in sich völlig inkohärentes, unhaltbares metatheoretisches Modell resultiert, benennen. Da die Rezeptionsästhetik als die modernste, am weitesten entwickelte Version der hermeneutischen Konstitutionstheorie anzusehen ist, gilt diese Kritik dann auch prinzipiell gegen den konstitutionstheoretischen Ansatz.

— Wie die Zitate zur Explikation des Konstrukts des 'impliziten Lesers' belegen, wird damit die Textbedeutung letztlich doch wieder auf die Autorintention reduziert; sicher nicht auf die Intention des realen Autors, sondern eine über das Konstrukt des 'abstrakten Autors' konstruierte Autorintention. Damit aber ist die interne Inkohärenz vollends deutlich, denn von wo aus will man eine solche Autorintention konstruieren?: vom Text aus! Der aber wird nach rezeptionsästhetischer Ausgangsperspektive ja erst

2. Entscheidend ist für mich dabei, daß die rezeptionsästhetische Interpretationsmethodik unvermeidbar zu dieser Klassifikation kommen muß. Deshalb ist es für mich auch kein stichhaltiges Gegenargument, wenn man darauf hinweist, daß der Interpret ja zunächst einmal diese vom Autor 'angelegte' Struktur verstehen kann, aber für seine literaturwissenschaftliche Klassifikation nicht akzeptieren muß. Das Problem ist doch, ob diese 'anders gerichtete' Kategorisierung eine persönlich-private Stellungnahme des Wissenschaftlers ist oder ob sie eine methodisch-systematisch erreichte (begründete) Genrezuordnung darstellt. Und hier ist es so, daß nach meinem Verständnis die rezeptionsästhetische Interpretationsmethodik wegen des hermeneutisch-essentialistischen Rückfalls hinter ihre ästhetischen Ausgangsprämissen zurück eben keine *methodische* Möglichkeit enthält, (systematisch) über die Autorintention hinauszugehen. Unter anderem um dies zu verdeutlichen, habe ich dieses ansonsten literarisch sicher nicht übermäßig interessante Textbeispiel gewählt.

durch den Leser (zumindest mit-) geschaffen, so daß der Leser (zumindest teilweise) Mit-Autor ist, dann müßte man aber eben auch den Leser und seine Rezeption erforschen, nicht nur 'den Text'!

— Die (Re-)Konstruktion der Autorintention und damit der Textbedeutung aus 'dem Text' durch den wissenschaftlichen Interpreten kann nur dazu führen, daß dieser seine eigene Rezeption als Datenbasis zugrundelegt; damit aber ist die ursprüngliche rezeptionsästhetische These von der Rezeptionsamplitude keinesfalls einlösbar. Daß ein Rezipient alle (empirisch) möglichen Konkretisierungen von Textbedeutung allein generieren könnte, ist entweder eine unmenschliche Überforderung oder aber eine irrationale Überheblichkeit. Auf beidem ist keine rationale Wissenschaft aufzubauen (vgl. Groeben 1981).

— Die Inkohärenz der konstitutionstheoretisch-hermeneutischen Kehrtwendung der Rezeptionsästhetik wird auch dadurch deutlich, daß völlig im Gegensatz zu den rezeptionsästhetischen Ausgangsthesen 'der Text' — ganz wie in der klassischen hermeneutischen Interpretations-Metatheorie — zu einer eigenständigen Instanz innerhalb eines kommunikativen Dialogs ontologisiert wird. Der Hermeneutiker spricht von einem 'Dialog mit dem Text', was auf dem Hintergrund des eingangs angeführten Text-Begriffs eine unsinnige Metaphorik darstellt. Ein Dialogpartner muß (eigenaktiv) auf meine bedeutungskonstitutiven Handlungen (z.B. auch Sprechhandlungen) antworten können. Dies kann 'der Text' nun keineswegs. Da helfen auch nicht Anschluß-Metaphoriken weiter, wie z.B. vom 'Sinnanspruch des literarischen Textes' (Bredella 1980: 12) zu sprechen — seit wann können unbelebte Gegenstände (auch wenn sie solche mit — potentiellen(!) — Sinndimensionen sind), Ansprüche stellen? Diese Metaphorik verschleiert nur, daß nach rezeptionsästhetischer Ausgangsthese die einzige Kommunikation die des Lesers mit sich selbst sein könnte.

— Und genau das ist auch die Kritik an dem in der hermeneutischen Interpretationsmethodik als entscheidend angesetzten Kohärenz- und Evidenzkriterium (der Wahrheit). Mit Hilfe dieser Kriterien ist höchstens die *Nachvollziehbarkeit* des Verstandenen (d.h. der Rezeption sowie der sog. Interpretation etc.), jedoch nicht die *Nachprüfbarkeit* gegeben bzw. erreichbar.

Denn es handelt sich um eine Kohärenz von Bedeutungsdimensionen, die alle (mehr oder minder) vom Rezipienten (mit-) geschaffen worden sind.

— Es gibt nur eine Möglichkeit, unter der Kohärenz- und Evidenzkriterium eine echte Nachprüfung (von Interpretationen etc.) garantieren würden: nämlich, wenn die Evidenz nicht ein Phänomen, Merkmal etc. auf seiten des Erkenntnis-Subjekts, sondern etwas wäre, was dem Erkenntnis-Objekt (dem Gegenstand) ontologisch inhärent wäre. Und genau diese Implikation wird von der hermeneutischen Metatheorie, die das Verstehen als Methode (zur Wahrheits-Erkennntnis) begreift, unterstellt — so z.B. von Betti (1967), der in der kontrastiven Beschreibung von Natur- und Sinnphänomenen behauptet: "Das Naturphänomen ist nur eine existierende und nicht reduzierbare Gegebenheit, die an sich keine Evidenz aufweist, d.h. nicht vertraut ist, weil sie sich auf keine innere Erfahrung des Subjekts beziehen kann" (1967: 53). Und das ist keine These, die zwischenzeitlich aufgegeben ist, sondern die in anderer Verbalisierung, aber gleicher Intensität auch in neueren Verteidigungen der Verstehens-Methodik enthalten ist, so z.B. bei Bredella (1980: 30): "Kennzeichnend für all diese Phänomene ist, daß Äußeres und Inneres sich durchdringen." Der Widerspruch zu den Ausgangsannahmen der Rezeptionsästhetik dürfte unmittelbar deutlich sein.

Auf dem Hintergrund des mit der Rezeptionsästhetik erreichten Text-Begriffs ist diese Implikation ganz eindeutig als eine ontologisierende Projektion zu kritisieren. Der Interpret des literarischen Textes projiziert diese Evidenz quasi in den Text hinein, d.h. er tut nichts anderes, als seine persönliche Textrezeption (konkretisierte Textbedeutung) mit seiner Textinterpretation zu vergleichen, und erklärt dabei seine Textrezeption zu 'dem Text' (d.h. dem thematischen, zu interpretierenden Gegenstand). Weil auf diese Art und Weise der hermeneutisch arbeitende Literaturinterpret als Erkenntnis-Subjekt zugleich die von ihm interpretierte Textbedeutung (Textrezeption) liefert, habe ich dieses Vorgehen — gerade auf dem Hintergrund des rezeptionsästhetischen Textbegriffs — als Subjekt-Objekt-Konfundierung (Verschmelzung) bezeichnet und kritisiert.

Will man die rezeptionsästhetischen Kernannahmen als Ausgangsthesen beibehalten, so ist die einzig mögliche und

sinnvolle Konsequenz, die Konfundierung von Rezeption und Interpretation aufzulösen und parallel zur empirie-wissenschaftlichen Subjekt-Objekt-Trennung eine Rezeptions-Interpretations- sowie Rezipient-Interpret-Trennung einzuführen. Das aber impliziert die empirische Erforschung der Textrezeption, um den zu interpretierenden Gegenstand in Form von (rezipierten, konkretisierten oder wie immer man es nennen will) Text-Bedeutungen zu konstituieren. Die Erhebung der (rezipierten) Textbedeutungen liefert somit die Beobachtungsdaten, aus denen — wenn man will — ein Textsinn konstruiert werden kann (dies entspricht dann der in der hermeneutischen Literaturwissenschaft angezielten Werk-Interpretation). Das Postulat der Trennung von Rezeption und Interpretation, von Rezipient und Interpret umfaßt mit die These, daß ein großer Teil der in der hermeneutischen Literaturwissenschaft Interpretation genannten Verstehensprozesse in Wirklichkeit persönlich-individuelle Rezeptionen des Interpreten darstellen, die als *Gegenstand* einer (empirischen) *Literaturwissenschaft* aufzufassen sind und konstituiert werden sollten. Diese empirische Erhebung von Text-Rezeptionen ist dabei keineswegs eine Reduktion auf *Leseprozesse* des Rezipienten, sondern impliziert eine (von mir so genannte) mediale Funktion des Lesers (vgl. Groeben 1980: 66ff.; 1983: 272f.). D.h., das menschliche Subjekt fungiert als bewußtseinsfähiges Individuum (gleich Medium), "über dessen Konkretisation sinnhafte Beobachtungsdaten des literarischen Werks als Grundlage der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung faßbar sind" (Groeben 1972: 171). Diese mediale Funktion des Lesers ist in jeder literaturwissenschaftlichen Interpretation, so weit und weil diese auf Rezeptionen zurückgreift, ebenso enthalten. Für das, was im literaturwissenschaftlichen Interpretationsansatz als Rezeption im Sinne der Konkretisation von Text-Bedeutungen bezeichnet wird, ist also keinesfalls von einer hermeneutischen *Verstehensmethode* zu sprechen, sondern es handelt sich um Verstehensprozesse und -inhalte, die als Gegenstand einer empirischen Forschung anzusetzen sind. Ob das, was auch im Zusammenhang einer Empirischen Literaturwissenschaft 'Interpretation' genannt werden kann, noch irgendwelche Verstehensaspekte enthält, für die die Qualifikation 'Methodik' akzeptierbar ist, soll vor allem im Abschnitt 4 besprochen werden. Zuvor möchte ich jedoch zur

Verdeutlichung der Rezeptionsamplitude für den angeführten Beispieltext (Walden Two) einige andere Textkonkretisations-Möglichkeiten explizieren, und an diesen die für eine empirische Literaturwissenschaft zentrale(re) Problematik der Erklärung von Rezeptionsprozessen und -inhalten diskutieren.

3. These: Erklären ist möglich — und wichtiger

Ich führe für drei Teilaspekte des literarischen Textes Rezeptionsmöglichkeiten an, die nicht im Rahmen des 'impliziten Lesers' lokalisierbar sind und daher hinsichtlich der eingangs zitierten Ausgangsfrage nach der positiven oder negativen Utopizität zu einer konträren Beantwortung führen.

Bei der ersten Möglichkeit handelt es sich um die (Text-) Bedeutungsdimension des Glücks in Walden Two. Die verhaltenstheoretische Konzeption impliziert ja, daß bei der Kontrolle des Verhaltens nicht mit Bestrafung, sondern nur mit Bekräftigung ('positive Verstärkung') gearbeitet wird; d.h. die Menschen tun das, was sie tun 'sollen', weil sie dafür 'Dinge' (technisch ausgedrückt 'Reize' als 'Konsequenzen') erhalten, die ihnen angenehm sind. Daraus folgt, daß in Walden Two alle glücklich sind; Unglück gibt es nicht, und aufgrund der fehlenden Diskussion entsprechender Probleme läßt sich aus der These, daß alle gleichermaßen glücklich sind, ableiten, daß alle auch gleichermaßen glücklich sind. Dies mag nun manchem Leser gar nicht als ein anzustrebender Optimalzustand von Welt erscheinen; und zwar vor allem, weil er die Vorstellung, daß alle auf gleiche Art und Weise glücklich sind, als eine Form der Entindividualisierung empfindet. Er sucht deshalb im Rahmen seines Rezeptionsprozesses nach einer möglichen Legitimation, wie denn festgestellt wird, was für das menschliche Individuum positive Konsequenzen sind und inwiefern diese Präferenzen als individuelle oder generelle angesetzt und legitimiert werden. Er findet als einzige Stelle, an der nicht nur formal das Glückliche der Mitglieder von Walden Two behauptet, sondern auch inhaltlich ausgeführt wird, die Szene, in der begründet wird, daß bereits Babies (obwohl sie noch nicht über Sprache verfügen) 'mitteilen', was für sie 'gut' ist (Skinner 1972: 94; vgl. Anhang II).

Es sei hier unterstellt, daß der vorgestellte Leser sich dadurch in seiner Bewertung von Walden Two nur bestärkt fühlt. Er findet, daß das Glückliche aller in Walden Two nur plausibel gemacht wird hinsichtlich der universellen organismischen Dimensionen des Menschen. Wenn aber das Glück des Menschen einen organismischen Reduktionismus mitenthält, dann ist eine derart 'glückliche' Welt, einmal vorausgesetzt, sie lasse sich in der Tat auf diese Konditionierungs-Weise herstellen, eine Welt, die für ihn ein Alptraum ist (Huxleys 'Brave New World'), keine positive Utopie.

Als zweite mögliche Rezeptionsdimension sei die Frage thematisiert, hinsichtlich derer sich sicher jeder Leser von Walden Two entscheiden muß: Funktioniert der Aufbau einer solchen Welt überhaupt mit den angegebenen Prinzipien der Konditionierungstheorie? Denn die Behauptung, daß dies funktioniert, wird immer und immer wieder (von Frazier) vorgetragen und ist mitentscheidend für die Akzeption von Walden Two als einer denkbaren (positiven) Realität. Das zentrale Prinzip, auf das Frazier immer wieder zurückkommt, ist dabei das der positiven Bekräftigung im Gegensatz zur Bestrafung. Positive Bekräftigung ist die Kontrolle von Verhalten durch das Setzen von als angenehm empfundenen Konsequenzen; Bestrafen ist das Unterdrücken von unerwünschtem Verhalten durch das Setzen von aversiven Reizen. Bestrafung, so die These von Frazier, wird in Walden Two als einer positiv-utopischen Welt völlig vermieden: "Wir bestrafen nicht. Niemals wenden wir etwas Unerfreuliches an, um unerwünschtes Verhalten zu unterdrücken oder auszumerzen" (Skinner 1972: 108). Gleichzeitig aber wird, so Frazier, auch die Fähigkeit zum Aufschub von Belohnungen ('delay of gratification') eingeübt. Entsprechende Textstellen, an denen das Funktionieren dieses Konditionierungsprinzips der 'positiven Verstärkung' dargestellt wird, sind die zum 'Suppeessen' von Kindern (1972: 104) sowie die konzeptuelle Aufarbeitung des mehrfach angeführten Beispiels der Einfriedung von Schafen (Skinner 1972: 270f.; vgl. Anhang III).

Ich setze nun den Fall, es gibt einen Leser, der die genannten Textstellen seinerseits folgenderweise kognitiv weiterverarbeitet: Wenn Kinder nach einer langen Wanderung zurückkommen und fünf Minuten vor einer dampfenden Suppenschüssel stehenbleiben müssen, während sie eigentlich Hunger auf die Suppe haben, stellt

das an sich für die Kinder bereits eine Bestrafung dar; nach verhaltenstheoretischem Modell müßten dadurch die vorhergehenden Reaktionen (also z.B. das Wandern) in der Auftretenshäufigkeit geschwächt werden. Der Verhaltenstheoretiker könnte nun erwidern, daß dann keine Bestrafung vorliegt, wenn die Kinder stattdessen etwas Befriedigenderes als das Suppeessen tun, und dies könnte ja das witzige, humorvolle Verhalten oder das gemeinsame Singen sein. Wenn diese Verhaltensweisen für die Kinder befriedigender wären als sofort die Suppe zu essen, dann läge in der Tat keine Bestrafung vor, allerdings auch kein Toleranztraining, weil ja wieder der positivere Reiz unmittelbar erfüllt wird. Ein zweites Problem besteht in der Frage, was denn passiert, wenn ein Kind die geforderten fünf Minuten lang nicht wartet, sondern seine Suppe sofort ißt. Wie will der Verhaltenstheoretiker zur Durchsetzung seiner Anforderung denn anders reagieren als mit Bestrafung? Die verhaltenstheoretische Antwort dürfte sein, daß man eben das Warten zusätzlich mit einer über die Befriedigung des Suppeessens hinausgehenden positiven Konsequenz belohnen müsse; dies macht allerdings nur Sinn, wenn derjenige, der seine Suppe sofort ißt, diese zusätzliche Belohnung nicht erhält. Der Entzug eines positiven Reizes als Konsequenz eines Verhaltens aber ist auch nichts anderes als eine Bestrafung (selbst bei Skinner: Holland und Skinner 1974: 245). Gerade das Beispiel des 'Toleranztrainings' zeigt also, daß es ohne Bestrafung gar nicht geht — auch in Walden Two nicht. Dies wird auch in dem Veranschaulichungsbeispiel der Schafzucht ganz deutlich. Frazier argumentiert dafür, daß die Bestrafung auch bei den Schafen nicht ausreicht, sondern daß nur positive Verstärkung zur dauerhaften Verhaltenskontrolle geeignet ist. Er begründet das allerdings mit der 'starken Neigung' des Schäferhundes, die Schafe innerhalb von Eingrenzungen zusammenzuhalten. Daß für den Kontrollierenden das Kontrollieren eine positive Sache sein mag, ist nun aber gar nicht thematisch; was Frazier (und mit ihm Skinner) hätte nachweisen müssen, ist, daß die Kontrolle auch für den Kontrollierten positiv ist. Diesen Nachweis bleibt er allerdings argumentativ schlicht schuldig. Der Argumentationsfehler, den er sich zuschulden kommen läßt, wird in der abschließenden Metapher von Katze, Krämer und Mäusen vollends deutlich: Sicher wollen sowohl die Katze als auch der Krämer, daß die

Mäuse vertilgt werden, aber was zu erklären war, war die 'positive Bekräftigung' für die Mäuse! Und daß die am Schluß gar keine Möglichkeit mehr haben, positive Bekräftigung zu erhalten, weil sie vertilgt sind, ist schon eine grandiose Fehlleistung des Verhaltenstheoretikers Frazier (qua Skinner). Aus diesen Widersprüchlichkeiten und Argumentationsfehlern hinsichtlich des zentralen verhaltenstechnologischen Konzepts der positiven Bekräftigung (und Vermeidung von Bestrafung) zieht der hier thematische Leser das eindeutige Fazit, daß schon der Aufbau von Walden Two in der behaupteten Art und Weise gar nicht funktionieren kann, sondern nichts anderes als die faschistoide, wenn nicht faschistische Kontrollstruktur einer übermächtigen Planer- und Managerkaste zur Folge hat.

Als dritte Rezeptionsmöglichkeit möchte ich einen potentiellen Leser anführen, der nicht nur auf die unvermeidbar und offen zutage liegenden konzeptuellen Probleme von Walden Two ausgerichtet ist, sondern die literarische Gestaltung mit in den Vordergrund stellt. Dabei ist eventuell ein Aspekt, den er intuitiv als sehr positiv empfindet, von großer Wichtigkeit: In Walden Two gibt es (nach Aussagen von Frazier) keinen persönlichen Wettbewerb, keine Konkurrenzgefühle etc.: "Ein Triumph über den anderen ist nie etwas Löbliches" (Skinner 1972: 157). Gleichzeitig wird aber die Diskussion zwischen Castle und Frazier grundsätzlich nicht als der Versuch dargestellt, Castle für die positive Utopie zu gewinnen, sondern es handelt sich immer um einen harten (maskulinistischen) Kampf, der am Ende nur den Triumph des 'Siegers' kennt — und dieser Sieger ist immer Frazier: so jedenfalls wird es vom realen Autor Skinner und fiktiven Autor Burris konstant und über den gesamten Bericht hinweg formuliert (vgl. S. 40, 48, 145, 253). Wenn die Entwicklung von Burris nicht einmal dazu führt, daß er von seinen Sieg- und Niederlage-Vorstellungen abkommt, dann handelt es sich bei der postulierten Wettbewerbsfreiheit von Walden Two und vor allem bei dessen literarischer Darstellung nur um ein Lippenbekenntnis, ein leeres Postulat, das nicht einmal in der literarischen Realisation erfüllt wird. Das ist nicht die Welt, die sich dieser Rezipient als positive Utopie vorgestellt hat.

Alle drei skizzierten Rezeptionsmöglichkeiten resultieren daher in der Konsequenz, daß Walden Two zwar als positive literarische

Utopie geschrieben (intendiert) ist, aber de facto nichts anderes als eine (unintendierte, gerade deswegen aber umso aussagekräftigere, relevantere) negative Utopie ist³.

Für den hermeneutischen Literaturwissenschaftler wäre jetzt die wichtigste Frage, ob diese Rezeptionsweisen als 'textadäquat' akzeptierbar sind. Ich komme auf diese Frage, die auch innerhalb einer Empirischen Literaturwissenschaft m.E. behandelbar und beantwortbar ist, unten zurück. Vorerst möchte ich aber die Perspektive explizieren und begründen, die für eine empirische Literaturwissenschaft die wichtigere ist: nämlich die Möglichkeit, auf der Basis solcher (im nicht-fiktiven Fall erhobenen) Textrezeptionen diese auch in Erklärungszusammenhänge einzubetten. Zur einfacheren Diskutierbarkeit setze ich als erklärende Antezedensbedingungen (für wiederum potentielle Erklärungshypothesen) motiv-dispositionelle Konstrukte der Leserseite an. Dann ergeben sich als solche möglichen Erklärungshypothesen für die explizierten drei Rezeptionsperspektiven z.B. folgende Wenn-dann-Sätze:

3. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier noch einmal (wie am Ende von Abschnitt 0) darauf hingewiesen, daß in einer ausgereiften Empirischen Literaturwissenschaft diese Rezeptionsmöglichkeiten natürlich empirisch erhoben ('gesichert') werden müssen. Ich habe hier auf diese Sicherung verzichtet, weil sie für die primär metatheoretische Argumentation des Beitrags nicht unbedingt nötig ist und u.U. das Verständnis gerade dieser Argumentationsebene durch zu viele objekttheoretische Schwierigkeiten (Erhebungsinstrumente, statistische Auswertung etc.) behindert hätte. Es ist also korrekt, zu sagen, daß die explizierten drei Rezeptionsmöglichkeiten bisher nur Rezeptionen und aus ihnen abgeleitete Interpretationshypothesen des Autors Groeben darstellen. Es ist allerdings kein zielführendes Argument, darauf hinzuweisen, daß die Entstehung solcher Interpretationshypothesen nur durch 'Verstehensprozesse' aufgeklärt werden kann. Abgesehen von dem Problem, ob dieses 'Verstehen' eine hermeneutische *Methodik* darstellt (um die es hier ja primär geht), fällt die (im engeren Sinne psychologische) Frage nach dem Entstehen von Kognitionen beim Wissenschaftler unter den sog. Genesezusammenhang, während bei der Frage nach der hermeneutischen Verstehensmethodik in der Literaturwissenschaft der Geltungszusammenhang der Interpretationshypothesen thematisch ist.

— Wenn jemand das Konzept des autonomen, handlungsfähigen etc. Menschen in unserer Gesellschaft stärken will, dann versteht er die Darstellung des Glücks in 'Walden Two' als einen organismischen Reduktionismus.

— Wenn jemand (wissenschaftlich-argumentative) Vorkenntnisse in der Kritik der Skinnerschen Verhaltenstheorie besitzt, dann lehnt er die Begründungen für das Funktionieren der Verhaltenstheorie-Prinzipien in 'Walden Two' als widersprüchlich und fehlerhaft ab.

— Wenn jemand starke Gerechtigkeitsgefühle (in bezug auf Selbstanwendung) und Interesse an literarischer Gestaltung hat, dann akzeptiert er die Darstellung von 'Walden Two' in der Dimension der Wettkampf-Freiheit nicht als (positiv) utopisch.

Anhand dieser hypothetischen Erklärungssätze lassen sich einige prinzipielle Argumentationsansätze dafür benennen, daß auch in Wissenschaften mit sinnhaltigen Gegenstandsbereichen die Perspektive des Erklärens nicht nur möglich, sondern sinnvoll und notwendig ist. Die einschlägige metatheoretische Diskussion ist vor allem im Bereich der (analytischen) Handlungsphilosophie geführt worden, also am Beispiel von 'Handlungen' als sinnorientierten bzw. sinnhaltigen Gegenstandseinheiten. Ich wähle einige, im hier thematischen Zusammenhang wichtige Argumentationsperspektiven aus (für den Gesamtbereich der Problemaspekte verweise ich auf die komprimierte Darstellung in Groeben 1986: Kap. 2 und 4).

Die hermeneutische (dualistische) Position gegenüber dem Erklärungs-Problem ist durch zwei klassische Argumentationstopoi gekennzeichnet. Zum einen wird behauptet (und zwar in Form einer Unterstellung gegenüber der empirisch-analytischen Wissenschaftstheorie), daß Erklären ein Verstehen ausschließe, zum anderen, daß ein Verstehen das Erklären überflüssig mache. Beide Thesen sind, zumindest für den heutigen metatheoretischen Stand der Diskussion, falsch.

Dennoch werden sie unverdrossen weiter tradiert. So vertritt z.B. Bredella die erste These (1980: 15) mit folgenden Worten:

Wir werden sehen, daß die Kritik der empirisch-analytischen Wissenschaftsauffassung am Verstehen darauf hinausläuft, die Frage nach dem, was Ereignisse und Handlungen für Menschen *bedeuten*, als irrelevant auszuklammern. ... Ziel der Wissenschaft müsse es nach

ihrer Vorstellung sein, die Handlungen der Menschen vorherzusagen, ohne sie zu *verstehen*.

Im Kontrast zu dieser der analytischen Metatheorie unterstellten Position weist Bredella darauf hin, daß auch eine empirische Prognose etwa von den Motiven der Handelnden aus diese Motive z.B. durch Befragung ermitteln muß und die Ergebnisse eines entsprechenden Fragebogens verstanden und interpretiert werden müssen (1980: 28). Prinzipiell gesprochen: "Bevor wir etwas kausal oder teleologisch erklären können, müssen wir es als etwas bestimmt haben, d.h. wir müssen verstanden haben, was der betreffende Sachverhalt ist" (1980: 74).

Das wird nun aber durch eine empirische Wissenschaftsstruktur (also auch die einer Empirischen Literaturwissenschaft) ebenfalls und völlig unproblematisch erfüllt. Es handelt sich um die (durchaus auch verstehende) Beschreibung der Antezedens- bzw. Sukzedensbedingungen in empirisch-erklärenden Gesetzmäßigkeiten bzw. Hypothesen; bei den oben angeführten Beispielen von Wenn-dann-Hypothesen wäre das z.B. die Beschreibung der Rezeptionen, die in den Dann-Komponenten (gleich Sukzedensbedingungen) benannt sind (bei Erklärungshypothesen, die Wirkungen dieser Rezeption thematisieren würden, würden die jeweiligen Textrezeptionen dann als Antezedensbedingungen — Wenn-Komponente — fungieren). Auch wenn in solchen Beschreibungen von Antezedens- und Sukzedensbedingungen empirischer Erklärungs-Hypothesen und -Gesetzmäßigkeiten Verstehensprozesse enthalten sind, ist das aber keineswegs als Begründung für den hermeneutischen Status der Literaturwissenschaft akzeptierbar, der ja vom Verstehen als Methode der Textauslegung ausgeht. Die Gründe dafür sind folgende:

Wenn man davon spricht, daß auch die Daten eines Fragebogens verstanden und interpretiert werden müssen (s.o.: Bredella), dann handelt es sich dabei ganz eindeutig nicht um eine irgendwie geartete *hermeneutische Verstehens-Methodik*! Denn die Interpretation geschieht aufgrund mathematisch-statistischer Auswertungsmodelle, die von hermeneutischer Seite — zu Recht — gerade nicht als hermeneutisch akzeptiert werden. Und das Verstehen solcher Fragebogen stellt nichts anderes dar als die sprachliche Alltagskompetenz eines normalen 'native speakers'. Es

handelt sich also um ein 'Alltagsverstehen', das vom reflexiven Subjekt Mensch im Rahmen seiner Sozialisation und Kulturation erworben und innerhalb des alltäglichen Lebensvollzugs realisiert wird. Daß überall im (zivilisierten) menschlichen Leben solche alltäglichen Verstehensprozesse auftauchen, ist völlig selbstverständlich und unbestritten; diese Prozesse sind aber gerade nicht mit dem Verstehen als *Auslegungsmethodik* identisch. Es stellt einen ganz eindeutigen Kategorienfehler dar, wenn der hermeneutische Metatheoretiker mit dem Anspruch startet, die Notwendigkeit des Verstehens als Auslegungsmethode nachzuweisen, und dann Prozesse des Alltagsverstehens als Argumente für diese *Methodik-Notwendigkeit* anführt (ein ähnlicher Kategorienfehler, wie er oben Skinner bei seiner Begründung des verhaltenstheoretischen Konditionierungsprinzips vorgeworfen wurde). So läßt sich die Berechtigung und Notwendigkeit einer hermeneutischen Auslegungsmethode jedenfalls nicht begründen!

Es sind aber durchaus Fälle denkbar, in denen die Komplexität der Beschreibung von Antezedens- bzw. Sukzedensbedingungen in (literaturwissenschaftlichen) Erklärungshypothesen so groß ist, daß die darin enthaltenen Verstehensprozesse durchaus den Status des Methodischen erreichen, d.h. also den eines expliziten, systematischen Verfahrens. Dazu gehört z.B. der Fall, daß die Textrezeption vom Textrezipienten in freier Rede (oder Schreibe), d.h. also in Paraphrasen-Form, verbalisiert wird. Hier ist in der Regel nicht einfach die Rezipientenparaphrase als Beschreibung der durch den theoretischen Satz gemeinten Sukzedensbedingung anzusetzen, sondern entsprechend dem in der Erklärungshypothese thematisierten Aspekt der jeweiligen Antezedens- bzw. Sukzedensbedingung eine verstehende Beschreibung der vom Rezipienten konkretisierten Textbedeutung durch den Forscher (qua Erkenntnis-Subjekt) vorzunehmen. Hierfür lassen sich grundsätzlich zwei methodische Möglichkeiten angeben: Soweit die Textrezeption eine die potentielle Polyvalenz des literarischen Werkes monosemierende 'Normalisierung' (Steinmetz 1974: d.h. eine vereindeutigende Sinngebung im Rahmen der Lebens- und Bedeutungshorizonte des jeweiligen Rezipienten) impliziert, ist das eingeführte und ausgearbeitete sozialwissenschaftliche Instrument der Inhaltsanalyse die Methode der Wahl (vgl. Groeben 1980: 83ff.); ich nenne diese verstehende Beschreibungs-Methodik, weil

sie ausschließlich den Konsens zwischen den Erkenntnis-Subjekten als Kriterium unterstellt, monologische Hermeneutik. Diese Benennung gründet sich auf den Kontrast zu einer sog. dialogischen Hermeneutik, in der eine Kommunikation mit dem Zielkriterium eines Konsenses zwischen Erkenntnis-Subjekt und Erkenntnis-Objekt (hier also zwischen Forscher und Rezipient) realisiert wird; eine solche Vorgehensweise wäre z.B. angemessen, wenn auch die konkretisierte Textbedeutung eines spezifischen Rezipienten so individuell, komplex und vielleicht gegebenenfalls polyvalent ist, daß eine rein 'monologische' (d.h. nur durch Übereinstimmung zwischen Forschern ablaufende) Hermeneutik dem jeweiligen Gegenstand (hier der Textrezeption) u.U. nicht gerecht werden würde. Eine entsprechende dialogische Hermeneutik besteht dann in der Realisierung des dialog-konsens-theoretischen Wahrheitskriteriums (sensu Habermas et al.), das durch eine möglichst 'ideale Sprechsituation' approximiert wird; im konkreten methodischen Vorgehen impliziert das, daß der Forscher dem Erkenntnis-Objekt (hier dem Textrezipienten) Verstehensmöglichkeiten, die er aus den paraphrasierenden Verbalisierungen des Rezipienten entnimmt, zur Beurteilung vorlegt und sich mit dem Rezipienten auf jene Variante/n einigt, die dieser gemeint hat (vgl. zur Methodik Scheele und Groeben 1984). In beiden Fällen, also sowohl der monologischen wie der dialogischen Hermeneutik, handelt es sich durchaus um Verfahren einer Verstehens-*Methodik* — die explizit und differenziert im Rahmen einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Methodenlehre erarbeitet worden sind. Zugleich ist diese Methodik aber eben gerade nicht eine Methodik zur *Textauslegung* im Sinne der Auslegung der literarischen Werke (selbst). Und wiederum muß daran festgehalten werden, daß der Hermeneutiker die Notwendigkeit der Hermeneutik in diesem Sinne — als der Methode einer Auslegung literarischer Werke — angesetzt hat, die durch die genannten Varianten einer Verstehensmethodik zur Beschreibung von konkretisierten Textbedeutungen (Textrezeptionen) gerade nicht abgedeckt werden.

Das Verstehen innerhalb der Beschreibung von Antezedens- und Sukzedens-Bedingungen empirischer (literaturwissenschaftlicher) Erklärungshypothesen kann also in keinem Fall als Argument für den hermeneutischen Status der Literaturwissenschaft im Sinne des Verstehens als Methode zur Auslegung literarischer Werke

gelten. Die Perspektive, die dann noch offenbleibt, ist die der Verbindung zwischen Antezedens- und Sukzedensbedingungen, d.h. also des im engeren Sinne Erklärungsanspruchs (von Hypothesen, Gesetzmäßigkeiten etc.). In bezug auf diese Verbindung der Wenn- und Dann-Komponente von synthetischen Sätzen besteht die klassische empirisch-analytische Position darin, dem 'Verstehen' nur eine heuristische Funktion zuzugestehen. Mit Hilfe des Verstehens können mögliche Gründe, Ursachen, Wirkungen etc. von Phänomenen, Sachverhalten, Ereignissen etc. (wie z.B. rezipierten Textbedeutungen) *gefunden* werden, ob sie in der Tat auch zutreffen, ist durch empirische Beobachtung (und das hinter ihr stehende Falsifikationskriterium) zu entscheiden. Die hermeneutische Position findet diese Beschränkung des Verstehens auf eine heuristische Funktion — auch im Bereich der im engeren Sinne erklärenden Verbindung von Antezedens- und Sukzedensbedingungen — ungerechtfertigt (vgl. z.B. Bredella 1980: 32ff.). Sie vertritt demgegenüber die These, daß auch solche Erklärungsperspektiven durch das Verstehen abgedeckt werden und damit bei sinnhaften Gegenständen die Methodik des Verstehens das Erklären mit umfaßt bzw. überflüssig macht. Diese zweite Teilthese der dualistischen Verstehens-Erklärens-Dichotomie ist innerhalb der philosophisch-wissenschaftstheoretischen Diskussion ebenfalls vor allem an dem Beispiel von Handlungen diskutiert und analysiert worden. Ich vernachlässige hier die Fülle der primär für den Handlungsbegriff relevanten Probleme (wie z.B. das Logische-Beziehungs-Argument, das Redeskriptions-Argument, das Gesetzes-Argument etc.; s. dazu Groeben 1986: Kap. 4) und konzentriere mich auf die zwei bzw. drei Aspekte, die auch für die Konzipierung einer Literaturwissenschaft als hermeneutischer oder empirischer von unmittelbarer Relevanz sind.

Ein erstes klassisches dualistisches Argument ist, daß für Handlungen (so auch für Produktions-, Rezeptions-, Verarbeitungshandlungen etc. in einer Empirischen Literaturwissenschaft: s. Schmidt 1980, 1982) eine andere Form von Erklärung anzusetzen ist, als sie in den Naturwissenschaften eingeführt ist. Die naturwissenschaftliche Erklärungsstruktur läßt sich (so z.B. durch v. Wright 1974) als covering law- oder Subsumtions-Modell der Erklärung bezeichnen; damit ist gemeint, daß die zu

erklärenden Ereignisse, Sachverhalte etc. (Explananda) unter generelle Gesetzmäßigkeiten (zusammen mit den behaupteten Antezedensbedingungen: Explanantien) *subsumiert* werden. Im Gegensatz dazu wird für sinnorientierte Handlungen eine teleologische Erklärungsstruktur als notwendig angesetzt; d.h. es gibt für den Handelnden bestimmte Ziele, die er mit der Handlung verwirklichen will, er führt die Handlung also durch, *um* diese Ziele zu realisieren. Im Falle der ersten oben angeführten möglichen Textrezeption würde eine entsprechende teleologische Erklärung dann lauten:

— Der Rezipient versteht die Darstellung des Glücks in 'Walden Two' als einen organismischen Reduktionismus, um das Konzept des autonomen, handlungsfähigen etc. Menschen in unserer Gesellschaft zu stärken.

Die empirisch-analytische Wissenschaftstheorie vertritt zu diesem Problem die Position, daß eine teleologische Erklärung ohne Schwierigkeiten in das Subsumtionsmodell der Erklärung überführt werden kann und überführt werden sollte; die entsprechende subsumtionstheoretische Variante, in die eine teleologische Erklärung zu überführen ist, wird durch die motiv-dispositionelle Erklärung gebildet. In dieser werden die in der teleologischen Erklärung als Ziele angesetzten Ereignisse, Sachverhalte etc. (Um-zu-Komponente) als motivationale Zielsetzungen (Wenn-Komponente der empirischen Hypothese bzw. Gesetzmäßigkeit) umformuliert. Für das gewählte Beispiel weist der oben angeführte erste Erklärungssatz die entsprechende Struktur auf. Die Begründung für die Möglichkeit und Notwendigkeit dieser Umformulierung ist m.E. sowohl sinnvoll als auch zwingend. Sie geht vor allem davon aus, daß nicht die angezielten Sachverhalte, Ereignisse etc. selbst als (erklärende) Gründe für das Handeln angesetzt werden können, sondern nur das Anzielen dieser Sachverhalte, Ereignisse usw.; denn die angezielten zukünftigen Sachverhalte selbst können ja bei einer Nicht-Wirksamkeit der entsprechenden Handlung durchaus ausbleiben, und trotzdem ist die Handlung durchgeführt worden und dadurch, daß sich der Handelnde ein entsprechendes Ziel *gesetzt hat*, adäquat erklärbar. Da also nicht Ziele, sondern nur Zielsetzungen als (antezedente) erklärende Ereignisse etc. für Handlungen ansetzbar sind, stellt die motiv-dispositionelle

Erklärung die adäquate und transparentere Erklärungsstruktur dar.

Stegmüller hat dieses Argument im verhaltenstheoretischen Sprachspiel folgendermaßen formuliert (1969: 521): "Wie die Fälle von unterbleibender Zielverwirklichung oder Zielvereitelung deutlich machen, wäre es unsinnig, das gegenwärtige Verhalten eines Menschen durch das künftige Ziel zu erklären, das er zu realisieren versucht. Was sein Verhalten erklärt, sind gewisse, diesem Verhalten *vorangehende* Überzeugungen und Wünsche." D.h., "daß es nicht sinnvoll ist zu sagen, ein Geschehen, von dem man weiß, daß es stattgefunden habe, sei erklärbar durch ein anderes, das überhaupt nie stattfinden wird" (1969: 533).

Wie das Beispiel schon deutlich macht, implizieren solche Zielsetzungen auf jeden Fall auch Wirkungsannahmen des Handelnden, die dieser seiner Handlung zuschreibt. Diese Wirkungsannahmen, die man mit Eibl (1976: 60ff.) auch 'Regelmäßigkeitsannahmen' nennen kann, können nun korrekt oder inkorrekt sein. Auch im Fall, daß sie inkorrekt sind, sind sie aber dennoch im Rahmen der Zielsetzungen als Erklärungsgründe für das Handeln relevant. Zur Beschreibung der antezedenten Zielsetzungen muß ich also durchaus die Wirkungs- bzw. Regelmäßigkeitsannahmen des Handelnden verstanden haben; das ist es, was Eibl meint, wenn er 'Verstehen' als die Rekonstruktion definiert, "wie ein anderer 'Tatsachen' mittels *seiner* Regelmäßigkeitsannahmen verknüpft oder verknüpft hat, um ein Problem zu lösen" (1976: 60). Dieser Verstehensaspekt wird durch das verstehende Beschreiben, das oben behandelt worden ist, ebenfalls abgedeckt (denn was oben für die Beschreibung von Sukzedensbedingungen expliziert wurde, ist natürlich genauso auf die Beschreibung von Antezedensbedingungen übertragbar). Die Erklärung setzt aber quasi eine Ebene höher an, weil sie die Verbindung der Zielsetzung mit dem Handeln thematisiert, Eibl nennt das dann die "Verknüpfung von 'Tatsachen' mittels *unserer* Regelmäßigkeitsannahmen" (l.c.). Die Trennung zwischen diesem Verstehens- und Erklärensaspekt wird, wie oben grundsätzlich wissenschaftstheoretisch herausgearbeitet, vor allem deutlich, wenn die Regelmäßigkeitsannahmen des Handelnden realitätsinadäquat sind. Deshalb verdeutlicht Eibl diesen Unterschied von Verstehen und Erklären auch am Beispiel von Südsee-

Eingeborenen, die bei einer Mondfinsternis einen Tanz aufführen, um den Mond wieder zum Vorschein zu bringen. Gerade dieser Fall macht deutlich, daß das Verstehen lediglich die Beschreibung der Regelmäßigkeitsannahmen der Handelnden leistet, während das Erklären in der motiv-dispositionellen Verbindung solcher Überzeugungs- sowie Motivsysteme mit dem konkreten Handeln (durch vom Wissenschaftler aufgestellten Gesetzmäßigkeiten) besteht.

Es ist eine völlig falsche und nicht-verstehende Darstellung von hermeneutischer Seite aus, wenn z.B. Bredella — rhetorisch — fragt: "Will Eibl mit seinem Beispiel grundsätzlich zum Ausdruck bringen, daß Verstehen in bezug auf die Situation und Motive der Menschen immer *objektiv falsch* ist, weil die Menschen sich nur einbilden, motiviert zu handeln?" (1980: 64) und aus dem Beispiel in der Tat die Konsequenz zieht und Eibl ungerechtfertigterweise unterschiebt, daß für diesen "das Erklären eine *richtige* Tatsachenverknüpfung, während das Verstehen die Rekonstruktion einer *objektiv falschen* Tatsachenverknüpfung darstellt" (Bredella 1980: 62).

Es ist von Eibl lediglich — völlig richtig — herausgearbeitet worden, daß das Verstehen von Wirkungs-, Regelmäßigkeitsannahmen etc. der Erkenntnis-Objekte noch keine Erklärung darstellt, sondern daß dieses Verstehen in die Beschreibung von Zielsetzungen eingeht; die Beschreibung der Zielsetzung und eventuellen Regelmäßigkeitsannahmen etc. aber ist in Form entsprechender verbindender Gesetzmäßigkeiten (qua Regelmäßigkeitsannahmen des Erkenntnis-Subjekts) in die entsprechende motiv-dispositionelle Erklärung einzubetten.

Der Rückgriff auf die sog. Struktur der teleologischen Erklärung kann also keinesfalls begründen, daß das Erklären in der Perspektive des Verstehens aufgehen würde oder durch sie überflüssig werden könnte. Der neueste und derzeit am eingehendsten diskutierte Versuch einer solchen Absorption des Erklärens durch das Verstehen ist im Konzept der sog. Rationalen Erklärung (nach Dray 1957, 1964, 1975) zu sehen. Die Rationale Erklärung stellt sich als Aufgabe, Handlungen im Lichte von 'guten Gründen', d.h. von normativen Standards zu rechtfertigen. Als 'gute Gründe' werden dabei solche gesucht, die das Handeln in einer bestimmten Situation, wenn diese Situation so gewesen ist

(oder auch wäre), wie sie vom Handelnden kogniziert worden ist, als ein rationales, d.h. angemessenes Handeln rechtfertigen (Dray 1977: 282ff.). Es kommt also darauf an, zu zeigen, daß eine Handlung im Lichte 'guter Gründe' für den Handelnden rational war (deshalb wird das Konzept der Rationalen Erklärung häufig auch das 'good-reasons-Argument' genannt). Aus analytischer Sicht besteht das Problem, ob eine solche Rationale Erklärung nicht die Effektivität der als rational verstandenen Gründe voraussetzt, d.h. impliziert, daß diese Gründe in der Tat auch vorgelegen haben und dadurch für das thematische Verhalten kausal effektiv geworden sind. Man kann dies als die Frage präzisieren, ob die Erklärungsrolle (der Gründe) für die Rechtfertigungsrolle fundierend ist oder ob es sich umgekehrt verhält bzw. die Rechtfertigungsrolle ohne die Erklärungsrolle auskommt. Die einzig sinnvolle Antwort ist hier m.E. eindeutigerweise, daß die Erklärungsrolle für die Rechtfertigungsrolle fundierend ist. Um noch einmal den Erklärungssatz des oben angeführten ersten Beispiels heranzuziehen: Das darin thematisierte Handeln (Rezeptionshandeln) ist als rational nur dann akzeptierbar, wenn die in der Antezedensbedingung genannte Zielsetzung in der Tat vorliegt, d.h. auch kausal effektiv wird. Im Prinzip wird diese Notwendigkeit der kausalen Effektivität der potentiell rationalen Gründe auch von Hermeneutikern in ihren Beispielen anerkannt; so lehnt z.B. Bredella die nur heuristische Funktion des Verstehens mit folgendem Argument ab: "Kein verstehender Historiker, der äußert, daß er *verstanden* hat, aus welchem Motiv Luther den Thesenanschlag zu Wittenberg vornahm, will damit zum Ausdruck bringen, daß er sich ein plausibles Motiv ausgedacht hat" (1980: 36).

In der Tat, wenn man eine Rationale Erklärung vorzulegen versucht, impliziert das, daß die rational 'verstandenen' Gründe auch vorgelegen haben und für das thematische Handeln kausal effektiv geworden sind. Für diese kausale Effektivität aber bedarf es zusätzlicher Begründungen, die über das bloße Verstehen hinausgehen; denn mit dem Verstehen allein kann man Gründen eben nicht ansehen, ob sie nur plausibel sind oder im thematischen Fall auch wirklich vorgelegen haben. Auch die rationale Rechtfertigungsperspektive der Rationalen Erklärung nach Dray kann daher das Subsumtionsmodell der Erklärung nicht

überflüssig machen oder in sich auflösen, weil es gerade die subsumtionstheoretische Effektivität der Gründe voraussetzt. Es bleibt daher als Fazit hinsichtlich der dualistischen Entgegensetzung von Verstehen und Erklären lediglich die Konsequenz, die ich in dieser Pointiertheit natürlich nicht selber zu formulieren wagen würde, sondern nur als Zitat eines unverdächtigen, weil aus der hermeneutischen Richtung stammenden Gewährsmannes: "Daß führende Theoretiker der Geisteswissenschaften mit ihrer Meinung so lange Glauben gefunden haben, nach der die Erklärung ein methodisches Prinzip der Naturwissenschaften und nur der Naturwissenschaften sei, kann man nur so *erklären*, daß viele Geisteswissenschaftler nicht *verstanden* haben, was eine Erklärung eigentlich ist" (Patzig 1973: 400).

Es bleibt allerdings in diesem Zusammenhang eine Frage offen, die hier aus hermeneutischer Sicht gestellt werden kann und gestellt werden wird — und die fairerweise deshalb nicht verschwiegen werden soll: nämlich, inwiefern nicht auch die Struktur des literarischen Werkes als (potentiell effektiver) Grund eingeführt werden muß und ob für die Erkenntnis dieser Struktur nicht doch eine Hermeneutik als Auslegungsmethodik notwendig ist. Diese Frage gehe ich mit dem vierten Abschnitt zur Bewertung von (Text-)Rezeption und Interpretation an.

4. Bewerten ist sinnvoll und unverzichtbar

Für die hermeneutische Literaturwissenschaft nehmen Wertungen einen hohen Rang ein, explizit oder implizit. Die (ästhetische) Wertung literarischer Werke ist die zentrale explizite Bewertungsperspektive, die implizite Bewertungsperspektive fragt nach der adäquaten Rezeption und Interpretation und ist u.U. (wie das bei impliziten Perspektiven häufig ist) noch wichtiger. Die Wissenschaftstheorie der empirischen Wissenschaften hat (seit Max Weber) häufig ein Werturteilsfreiheitspostulat vertreten und scheint daher auf den ersten Blick der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption entgegengesetzt zu sein. Es gibt allerdings auch innerhalb der empirisch-analytischen Wissenschaften heute durchaus Positionen, die die Zulässigkeit und Notwendigkeit von Wertungen im Bereich der empirischen

Wissenschaften vertreten und begründen (vgl. Prim und Tilman 1973; Groeben und Scheele 1977). Ich will daher hier nicht grundsätzlich auf das Werturteilsfreiheitspostulat eingehen, sondern voraussetzen, daß auch eine empirische Wissenschaftsstruktur Werturteile nicht ausschließen muß, und mich im folgenden auf solche Wertaspekte konzentrieren, die für die Konstitutionstheorie des literarischen Werks und die darin implizierte Hermeneutik als Auslegungsmethode relevant sind.

Ich habe an mehreren Stellen (z.B. Groeben 1981, 1982) deutlich gemacht, daß man auch innerhalb einer Empirischen Literaturwissenschaft, wenn man denn will, literaturwissenschaftliche 'Interpretationen' erstellen kann, d.h. auf der Grundlage erhobener Textrezeptionen so etwas wie eine Textsinn-Konstruktion vorzunehmen in der Lage ist. Dabei habe ich kritisiert, daß die Suche nach einem 'Gesamtsinn' bzw. einer 'Gesamtinterpretation' (im klassischen Verständnis) kaum sinnvoll erscheint. Es ist aber durchaus möglich, z.B. die von einem literarischen Werk ausgelöste Rezeptionsamplitude zu betrachten oder unter dem Kriterium der lebenspraktischen Relevanz (z.B. Veränderung des Fühlens, Denkens, Handelns des Rezipienten) Interpretationen vorzunehmen. Damit ist eine gewisse Veränderung des Interpretationsbegriffs verbunden (vgl. zur Diskussion über Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit des Interpretationskonzepts z.B. Groeben 1983; Schmidt 1983; Steinmetz 1983), die aber eine relativ unmittelbare Anschließbarkeit interpretativer Bemühungen an die Perspektiven der literarischen Wertung ermöglichen (zur Struktur solcher literarischen Wertungen vgl. z.B. Groeben 1981).

Diese Ablehnung einer Gesamtinterpretation impliziert u.a., daß man bestimmte Rezeptionen als besonders qualifizierte ('Experten-Rezeptionen') auszeichnen und gewichten kann. Damit erweist es sich als ein hermeneutisches Vorurteil, wenn van Ingen und Steinmetz (1974) behaupten, empirische Rezeptionserhebung führe dazu, den 'größten gemeinschaftlichen Teil' bzw. 'kleinsten gemeinsamen Nenner' der Rezeption als Werksinn auszugeben; dieser Vorwurf enthält das Mißverständnis, daß empirische Rezeptionserhebung mit statistischer Auswertung (und zwar nach dem spezifischen Modell der Mittelwertsbildung) zu identifizieren

sei⁴. Dies ist also keineswegs der Fall, wie auch etwa das zweite oben angeführte Rezeptionsbeispiel (und z.T. auch das dritte) mit der jeweils zugehörigen Erklärungshypothese zeigt. In diesen — zugegebenerweise ganz einfachen — Beispielen wird ein 'Expertentum' zum einen hinsichtlich der wissenschaftlich-argumentativen Vorkenntnisse, zum anderen hinsichtlich des Interesses an literarischen Gestaltungsfragen (in den Antezedensbedingungen) eingeführt. Damit sind ansatzweise auch entsprechende Begründungen für das Expertentum genannt, die im Zweifelsfall noch über weitergehende Ziel-Mittel-Argumentationen vertieft werden könnten (deren Struktur als parallel zu jener bei der literarischen Wertung anzuwenden ist; vgl. im einzelnen Groeben 1986).

Der Status einer solchen (möglichen) Expertenrezeption bietet nun dem Hermeneutiker aber wiederum Anlaß, die Notwendigkeit einer hermeneutischen Werksinn-Konstitution zu behaupten. So postuliert Pasternack: "Die Institution des kompetenten Rezipienten oder 'Experten' kann aber nicht allein sozialwissenschaftlich begründet werden und mit empirischen Methoden überprüft werden. Die Definition des 'Experten' erfordert immer die Beziehung auf die Konstitution des Werks, die nur werkanalytisch zu erschließen ist" (1986: 9). Diese Argumentation halte ich so für nicht schlüssig. Es ist sicher richtig, daß ein Expertentum nicht allein empirisch begründet werden kann; das liegt schon daran, daß aus deskriptiven Sätzen keine präskriptiven Sätze ableitbar sind. Aber wenn man bestimmte präskriptive Oberprämissen einführt, so lassen sich im Rahmen der genannten (aber hier nicht auszuführenden) Struktur präskriptiv-deskriptiv-gemischter Satzsysteme entsprechende (Experten-)Präskriptionen durchaus unter

4. Die Diskussion mit Bredella und Steinmetz hat mir allerdings verdeutlicht, daß ich hier mit einem praktischen Untersuchungsbeispiel in Verzug bin. Denn die interdisziplinäre Untersuchung zur 'Hasenkatastrophe' von Musil (Groeben 1981) versucht ja in der Tat eine Validierung von Deutungshypothesen anhand der Konkretisationen von modalen (studentischen) Rezipienten. Insofern akzeptiere ich, daß ich das eine oder andere Mißverständnis durch das Fehlen weiterer, die Variabilität und Breite des empirischen Ansatzes aufzeigende Untersuchungen zumindest erleichtert habe.

Rückgriff auch auf empirische Feststellungen begründen. Diese Begründungen dürfen m.E. jedoch gerade nicht auf die Werksinn-Konstitution des thematischen literarischen Textes zurückgreifen. Denn damit würde man einen (präskriptiven) *circulus vitiosus* einführen. Die Expertenrezeption soll eine bestimmte Werksinn-Konstitution begründen (helfen), die Expertenhaftigkeit dieser Rezeption wird aber selbst aus der Werksinnkonstitution (die es zu begründen gilt) begründet! Das ist m.E. kein sog. hermeneutischer Zirkel, sondern ein schlichter *circulus vitiosus*. Denn es gibt einen Konsens zwischen der hermeneutischen und empirisch-analytischen Metatheorie, daß der sog. hermeneutische Zirkel als eine Art 'pragmatischer Zirkel' im Sinne einer Rückkopplungsschleife zu rekonstruieren ist (vgl. Riedel 1978: 36):

Der hermeneutische Zirkel — daß ein Einzelnes nur unter der quasi-systematischen Voraussetzung des Ganzen ... verstanden, ein Verständnis des Ganzen aber erst durch das Verstehen des Einzelnen gewonnen werden kann — ist jedoch nur scheinbar ein 'Zirkel'. Er kennzeichnet vielmehr die methodische Eigenart der Interpretation, Besonderheiten ihrer Sachverhalte nur so zur Sprache bringen zu können, daß sie ein mögliches Allgemeines 'vorhernimmt' oder *präsumiert*.

Wenn man aber die Bewertung von Interpretationen und Rezeptionen in der Form miteinander verbindet, daß man die präskriptive Auszeichnung der begründenden Rezeption von der präskriptiven Auszeichnung der zu begründenden Interpretation abhängig macht, dann überführt man die pragmatische Rückkopplungsschleife des sog. hermeneutischen Zirkels in einen *circulus vitiosus* und tut damit der hermeneutischen Position keineswegs einen Gefallen. Auf diese Art und Weise ist daher m.E. die Notwendigkeit einer mit Verstehen als Auslegungsmethode arbeitenden hermeneutischen Konstitution des Werkes nicht zu legitimieren.

Es bleibt als nächster Ansatzpunkt, daß man auch eine nicht-zirkulär begründete Experten-Rezeption als begrenzt, und zwar zu begrenzt für eine adäquate Werkanalyse ansetzt. Dies tut Pasternack, wenn er postuliert:

Rückschlüsse von Rezeptionsresultaten auf die Werkstrukturen sind ästhetiktheoretisch problematisch, weil die kompositorischen Konstruktionen rezipientenunabhängig erfolgen können, ausschließlich

bezogen auf die Konstitution eines strukturell-funktionalen Holon und selbst von Experten nicht mehr sensuell wahrnehmbar sind, sondern erst nach Durchgang durch einen werkanalytischen Prozeß (1986: 9).

An dieser Stelle möchte ich nun einen ganz vehementen Protest anmelden. Es ist mir gerade ästhetiktheoretisch uneinsichtig, was Werkcharakteristika für einen Sinn (und eine Funktion) haben sollen, wenn sie vom menschlichen Bewußtsein bzw. ästhetischen Empfinden nicht mehr wahrnehmbar sind. Ich habe in diesem Zusammenhang (bereits mehrfach) ein Beispiel diskutiert, das Levy (in *Mathematik und Dichtung* 1967: 215) gibt: Man kann in einem lyrischen Text z.B. den Buchstaben 'F' systematisch so verteilen (etwa jeder 25. Buchstabe ein 'F'), daß eine textstatistische Beschreibung mit Hilfe eines Computers diese Verteilung sehr schnell als hervorstechendes Merkmal identifiziert; der Umfang und die Auflösungsfähigkeit der menschlichen Verarbeitungs- und Gedächtniskapazität reicht aber keineswegs aus, um dieses Merkmal zu identifizieren und ästhetisch wirksam werden zu lassen. Gerade die ästhetische Konstitution eines literarischen Werkes setzt m.E. die Rezipierbarkeit und ästhetische Wirksamkeit der als relevant postulierten Werkmerkmale voraus. 'Ästhetisch' ist für mich ein zumindest zweistelliger Relationsbegriff, d.h. bezieht sich auf einen literarischen Text, der als ästhetisch *für einen Rezipienten* (positiv oder negativ) auszuzeichnen ist. Es ist mir unerfindlich, was für einen Ästhetikbegriff die hermeneutische Konstitutionstheorie impliziert, wenn diese (nur noch?) durch den Rückgriff auf rezeptorisch nicht mehr relevante, nicht-wahrnehmbare Merkmale zu legitimieren ist.

Und ich möchte noch ein wissenschaftspolitisches Argument anschließen: Was nutzt es einer (hermeneutischen) Literaturwissenschaft, wenn sie rezeptionsirrelevante bzw. auch nur für ganz spezifische, höchst qualifizierte Rezipienten relevante Textmerkmale, -strukturen etc. herausarbeitet? Ich persönlich komme aus einem (Bundes-)Land der Bundesrepublik Deutschland, in dem die literaturwissenschaftlichen Fächer innerhalb der Universität in den letzten zehn Jahren außerordentlich starke Einbußen an Stellen und Finanzmitteln haben hinnehmen müssen. Die sozialwissenschaftlichen Nachfolge-Fakultäten der alten Philosophischen Fakultäten werden in diesem Zusammenhang häufig gebeten, sich

mit den Belangen der Philologischen Fakultäten zu identifizieren und diese mit zu verteidigen. Aber ich frage: Wie, kann ich das als Sozialwissenschaftler mit gutem Gewissen tun, wenn ich den Eindruck habe, daß solche Reduktionen der wissenschaftlichen Ressourcen nicht nur, aber auch mitbedingt sind dadurch, daß die hermeneutischen Fächer ihre rezeptions- und damit lebenspraktische Relevanz durch die Analyse rezeptionsirrelevanter bzw. nur höchst spezifischer Fragestellungen selbst eingeschränkt haben und weiter einschränken. Warum beharren die Philologien auf dem (ausschließlich) hermeneutischen Status ihrer Wissenschaft und ergreifen die dargebotene sozialwissenschaftliche Hand nicht, die mit der Empirisierung der Erforschung von literarischen Produktions-, Rezeptions- und Verarbeitungshandlungen den literaturwissenschaftlichen Fragestellungen und Forschungskonzeptionen (wieder) mehr lebenspraktische Relevanz geben könnten. Muß es denn wirklich dazu kommen, daß das hermeneutische Paradigma nicht durch Einsicht und die Selbstregenerationsfähigkeit der Wissenschaft(ler) modifiziert und weiterentwickelt wird, sondern dadurch, daß zunächst über die wissenschaftspolitischen Folgen dieser überzogenen hermeneutischen Position, deren Arbeitsmöglichkeiten mehr und mehr eingeschränkt werden, um dann im Rahmen einer umfassenderen sozialwissenschaftlich-empirischen Kommunikationsforschung mühsam wieder erobert werden zu müssen?

Um Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich hier (bereits und noch einmal), daß damit keine Reduktion der literaturwissenschaftlichen Fragestellungen und Erkenntnisse auf die beschränkte (Alltags-)Rationalität der Rezipienten (und ihrer Textkonkretisation) impliziert ist; ich werde darauf unten bei der Diskussion der Adäquanz von Rezeptionen zurückkommen.

Zunächst möchte ich aber noch kurz auf einen spezifischen Aspekt der Rezeptions- und Interpretationsqualifizierung, wie er von der hermeneutischen Perspektive aus implizit und explizit postuliert wird, eingehen. Es ist das die Historismusperspektive. Selbst wenn ein hermeneutischer Metatheoretiker die vorgeschlagene Trennung zwischen Rezeption und Interpretation akzeptieren würde, so bleibt für ihn doch immer noch die Expertenrezeption unter einer bestimmten Perspektive prävalent und das zentral Anzustrebende: nämlich die Rezeption des Experten, der die

Historie der Textrezeption in die Werksinnkonstruktion einbeziehen kann. Ich möchte zu dieser Auszeichnung der historischen (Rezeptions- und Interpretations-)Perspektive in der (hermeneutischen) Literaturwissenschaft nur zwei Fragen stellen. Zum einen ist es so, daß man grundsätzlich zwei Analyseperspektiven unterscheiden kann, die der Längsschnitts- und der Querschnittsanalyse. Der Aspekt der Querschnittsanalyse wird z.B. durch die Erforschung der Rezeptionsamplitude (zu einem bestimmten, kontemporären Zeitpunkt) abgedeckt. Die historische Analyseperspektive stellt den Längsschnittsaspekt dar, und mir ist zunächst einmal nicht unmittelbar einsichtig, warum der Aspekt der Längsschnittsanalyse nun grundsätzlich einen Vorteil gegenüber der Querschnittsanalyse haben soll. Eine potentielle Rezeptionsvielfalt und damit (wenn man denn z.B. das Kriterium der Polyvalenz für literarische Texte als positiv ansetzt) die ästhetische Mächtigkeit eines literarischen Werkes läßt sich ja von beiden Analyseperspektiven her approximativ angehen. Jede hat ihre Vor- und Nachteile. Während die Längsschnittsperspektive, zumindest bei literarischen Werken mit einer längeren Rezeptions-historie, einen potentiell umfassenderen Datenkorpus ermöglicht, sind doch zugleich diese 'Daten' schwieriger zu erhalten und in der Regel auch hypothetischer als die unter Querschnittsperspektive zu gewinnenden; bei der Querschnittsanalyse verhält es sich umgekehrt: die Daten sind leichter zu gewinnen und auch 'sicherer', dafür möglicherweise weniger umfassend. Das Optimum besteht natürlich darin, beide Analyseperspektiven zu realisieren, aber das legitimiert m.E. keineswegs eine ans Ausschließliche grenzende Vorordnung der Längsschnittsanalyse, aus der wiederum die Notwendigkeit einer hermeneutischen (jetzt historisch-hermeneutischen) Wissenschaftsstruktur der Literaturwissenschaft zu folgern wäre. Da dennoch gerade dieses Übergewicht und diese Präferenz der Längsschnittsanalyse gegenüber der Querschnittsanalyse innerhalb der (hermeneutischen) Literaturwissenschaft immer wieder postuliert wird, ergibt sich für den empirischen Literaturwissenschaftler die Frage, ob hinter dieser Präferenz nicht andere, verborgene Vorstellungen und Werte stehen. Eine Möglichkeit wäre z.B., daß mit der historischen Längsschnittsperspektive doch immer wieder eine 'vollständige' Gesamtinterpretation durch die hermeneutische

Literaturwissenschaft angezielt ist; wenn diese Vermutung nicht unberechtigt ist, dann ständen hinter der Fixierung der hermeneutischen Literaturwissenschaft auf die historische Analyseperspektive Vorstellungen einer Wissenschafts- und Erkenntnisentwicklung, die als positivistische Kumulationspostulate (spätestens seit Kuhn 1967) in der Wissenschaftstheorie und -historie völlig überholt sind. Aparterweise beschleicht also den Empirischen Literaturwissenschaftler hinsichtlich der verborgenen wissenschaftshistorischen Implikationen der hermeneutischen Wissenschaftskonstitution ein starker Positivismusverdacht.

Es bleibt als letztes Problem, von dem aus eine hermeneutische Konstitution der Literaturwissenschaft rechtfertigbar erscheint, die Frage der adäquaten Rezeption. Hier gibt es innerhalb der Empirischen Literaturwissenschaft (mit) die größten Unterschiede. S.J. Schmidt hält diese Frage im Rahmen eines radikalen Konstruktivismus (vgl. Schmidt 1986) für irrelevant bzw. auf keinen Fall in Form der klassischen hermeneutischen Fragestellung entscheidbar. D.h. er geht davon aus, daß es keine objektive Textbeschreibung geben kann, weil jede Bearbeitung des literarischen Textes eine (kognitive etc.) Konstruktionsleistung des nicht-wissenschaftlichen oder wissenschaftlichen Rezipienten darstellt. "Consequently no objective proof of meaning descriptions is possible by records to text-objects" (1987: 23). Mit dieser Position lehnt er auch das 'Interaktions-Modell' einer möglichen Wechselwirkung zwischen Leser und Text ab⁵. Die Adäquanz einer Rezeption bestimmt sich dann nicht aus der

5. Schmidt kann darauf hinweisen, daß ich selbst (Groeben 1980: 163ff.) eine solche 'Wechselwirkung zwischen Text und Leser' ablehne. Das liegt allerdings daran, daß bei mir eine Absage an die essentialistisch-hermeneutische Position gemeint ist, die von einer 'Kommunikation' zwischen 'dem Text' und 'dem Leser' spricht. Damit ist jedoch ein anderer Begriff von 'Wechselwirkung' unterstellt, als er m.E. bei Schmidts Absage an das 'Interaktions-Modell' impliziert wird. Ich habe daher die Überzeugung gewonnen, daß sich eventuell ein (großer?) Teil der Kontroverse um den radikalen Konstruktivismus durch eine Explikation unterschiedlicher 'Interaktions'-Begriffe auflösen läßt. Doch kann das nicht an dieser Stelle geleistet werden, ich werde demnächst eine entsprechende separate Analyse versuchen.

Relation zu einem auf irgendeine Art und Weise als objektiv angesetzten und beschreibbaren Text, sondern aus der Intersubjektivität von (sozial konventionalisierten) Textrezeptionen unterschiedlicher bzw. übereinstimmender Rezipientengruppen. Demgegenüber habe ich von Anfang an (vgl. Groeben 1980: 138ff.) postuliert, daß man auch die Frage der adäquaten Rezeption im Rahmen einer empirischen Literaturwissenschaft stellen und beantworten kann: nämlich durch eine empirische Relationsanalyse der materialen (also vor und unabhängig von Rezipientenkonkretisierungen der Textbedeutung existierenden und beschreibbaren) Textstruktur und den erhobenen Rezipientenkonkretisationen (ihren Inhalten sowie ihrer Struktur). Die dabei angesetzte Methodologie-Struktur entspricht dem Falsifikationskonzept des Kritischen Rationalismus, d.h. Textrezeptionen sind durch den Rückgriff auf die material-objektive Textbeschreibung als *inadäquat* nachweisbar, wenn ein Widerspruch zwischen konkretisierter Textbedeutung und material-objektiver Textstruktur festzustellen ist:

Die materiale Polyfunktionalität als Ermöglichungsgrund für die Polyvalenz und damit Rezeptionsamplitude stellt in dieser empirischen Relationsanalyse das Grenzkriterium dar, bis zu dem die Rezeptionsamplitude akzeptierbar, weil mit der materialen Textstruktur vereinbar, ist. Dies stellt eine Lösung des Problems der Rezeptionsadäquanz ex negativo dar: In der Funktion einer Grenzziehung kann die materiale Textanalyse nicht positiv Rezeption als richtig auszeichnen, sondern nur (negativ) falsche ausschließen (Groeben 1981: 280).

Als material-objektive Beschreibungsverfahren habe ich dabei vor allem die linguistische Beschreibung syntaktischer und 'basissemantischer' Textdimensionen angesetzt.

Das wären in den oben angeführten Beispielen 2 und 3 etwa die Beschreibung der Wortwahl für den Ausgang von Diskussionen ('Siegen' beim Beispiel 3) bzw. der Referenten von Argumentationsschritten (und ihr unterschwelliges Auswechseln bei Beispiel 2).

Unter der Voraussetzung, daß sich diese Textmerkmale in der Tat auch bei einer intersubjektiv-wissenschaftlichen Textbeschreibung sichern lassen würden, ist also in bezug auf die eingangs gestellte Beispielfrage die Konsequenz zu ziehen: In Relation zur

material-objektiven Textstruktur kann eine Rezeption (bzw. Konkretisation etc.) von 'Walden Two' im Sinne einer negativen Utopie nicht als unberechtigt kritisiert oder abgelehnt werden. 'Walden Two' ist daher durchaus als abschreckendes Beispiel einer möglichen zukünftigen Welt lesbar, wenn man die genannten Beispiel-Rezeptionen zusammenzieht, sollte es vielleicht sogar so gelesen werden!?

Eine nähere Explikation dessen, was als basissemantische Beschreibung zulässig ist, steht dabei noch aus. Eine dem sog. hermeneutischen Zirkel ähnelnde Formalstruktur wird von mir insofern angesetzt, als ich von einer Vorordnung der pragmatischen Perspektive und damit der Rezeptionserhebung vor der material-objektiven Syntaktik- und Semantik-Beschreibung ausgehe; d.h. es ist nicht, wie in linguistischen Modellen häufig vorgesehen, eine generelle material-objektive Beschreibung des literarischen Textes anzusetzen, sondern es sind von der Konkretisations- bzw. Rezeptionserhebung aus die relevanten Textaspekte auszuwählen, für die dann eine solche material-objektive Textbeschreibung als Außenkriterium für die Entscheidung über Rezeptions-Inadäquanz zu fällen ist. An der Konzeption eines solchen material-objektiven Außenkriteriums und d.h. einer intersubjektiven basissemantischen (im Sinne von Unabhängigkeit gegenüber der konkretisierten Textbedeutung einzelner Rezipienten) Textbeschreibung aber ist m.E. unbedingt festzuhalten, denn ohne sie ist in der Tat eine Ablehnung bestimmter, nicht sinnvoller Textrezeptionen nicht mehr möglich. Dies aber hieße, wie von der hermeneutischen Literaturwissenschaft immer wieder (m.E. zu Recht) befürchtet, die Rationalität der wissenschaftlichen (Literatur-)Analyse auf die Alltagsrationalität der Rezipienten zu reduzieren. Darin liegt natürlich nie und nimmer die Funktion von Wissenschaft; ihre Aufgabe ist es gerade, die Alltagsrationalität gegebenenfalls als beschränkte zu kritisieren und damit eine 'höhere' Rationalität zu erreichen. Die Literaturwissenschaft sollte m.E. beide Fragen beantworten können: sowohl die Frage, was man (der Rezipient) mit literarischen Texten an Bedeutungsgenerierung alles machen kann, als auch die Frage, was man mit den einzelnen Texten nicht mehr machen darf. Die klassische hermeneutische Literaturwissenschaft hat die erste Frage, wie eingangs begründet, aus der Sicht der

Empirischen Literaturwissenschaft sträflich vernachlässigt, obwohl sich gerade in dieser Frage die zentrale ästhetische Funktion literarischer Texte manifestiert. Die Empirische Literaturwissenschaft darf m.E. nicht dem Fehler verfallen, als irrationale Gegenreaktion dazu die zweite Frage für irrelevant oder unbeantwortbar zu erklären (wie es nach meinem Verständnis die überzogene Position des *radikalen* Konstruktivismus tut). Wenn und soweit eine Empirische Literaturwissenschaft auf diese Art und Weise beide genannten Frageperspektiven behandelt, kennt sie also auch eine über die empirische Erhebung von Textverstehensprozessen und -inhalten (qua Rezipienten-Textbedeutungen) hinausgehende Textbeschreibung, die ich material-objektiv nenne. Sie hat in dem hier skizzierten Entwurf einer empirischen Literaturwissenschaft die gleiche Funktion, die Pasternack dem von ihm so genannten logischen Wissen (Schemawissen) als Prüfbasis für methodisches Verstehen zuschreibt (1986: 15-16). Sicher sind dieser intersubjektiven Textbeschreibung (als Außenkriterium) Verstehensprozesse inhärent. Das Problem aber ist, ob diese Verstehensprozesse mehr dem Pol des oben explizierten Alltagsverstehens oder dem Pol einer Hermeneutik im Sinne eines systematischen Textauslegungsverfahrens (in der Form des hermeneutischen Zirkels etc., s.o.) zuzuordnen sind. In bezug auf das von Pasternack explizierte Kriterium des logischen Schemawissens kann ich diese Frage selbst nicht beantworten, weil mir die Explikation dieser 'Prüfbasis' noch zu abstrakt ist, um konkrete Vorstellungen von dem methodischen Vorgehen damit zu verbinden. In bezug auf die von mir angesetzte material-objektive Textbeschreibung kann ich sagen, daß es sich primär um Prozesse des Alltagsverstehens (in diesem Fall der Alltags Sprachkompetenz) handelt, da die Beschreibung der syntaktischen und basissemantischen Textdimensionen auf für die im jeweiligen Sprachsystem kompetenten Sprecher universelle Bedeutungsteilmengen abzielt. Ich kann also die Frage nach dem methodischen Status des Verstehens im Rahmen der Literaturwissenschaft in zwei Versionen beantworten, einer vorsichtigen, 'schwachen' Version und einer offensiven, 'starken' Version.

Die schwache Version greift darauf zurück, daß auch die hermeneutische Metatheorie der Literaturwissenschaft von einer Unterscheidung zwischen "ad hoc-Verstehen, das lediglich die

jeweiligen Rezeptionsresultate betrifft, und dem methodischen Verstehen, das Regeln der Textauslegung folgt" ausgeht (Pasternack 1986: 2). Von hier aus führt die von mir vorgenommene Analyse zu der Konsequenz, daß zumindest für das 'Rezeptions-Verstehen' eine empirische Erhebungsmethodik anzusetzen ist. Inwiefern die von Pasternack explizierte 'Prüfbasis des logischen Schemawissens' in der Tat ein methodisches Verstehen im Sinne einer hermeneutischen Textauslegung genannt werden kann und muß, ist eine Frage, die m.E. noch weiterer metatheoretischer Darstellungen und Begründungen von seiten der hermeneutischen Metatheorie bedarf. Auf jeden Fall ist es nicht legitim, im Rahmen klassischer dualistischer Argumentation die Literaturwissenschaft als ausschließlich hermeneutische Wissenschaft zu konzipieren und zu konstituieren.

Die starke Version geht ebenfalls davon aus, daß das Hauptgewicht der literaturwissenschaftlichen Forschung auf der empirischen Erhebung von konkretisierten Textbedeutungen (d.h. Textrezeptionen etc.) zu liegen hat. Als Prüfbasis für die Beurteilung der Rezeptionsadäquanz wird das Außenkriterium der material-objektiven Textbeschreibung angesetzt, das vor allem als linguistische Beschreibung von syntaktischen und basissemantischen Textdimensionen anzusetzen ist. Insoweit mit diesen syntaktischen und basissemantischen Textdimensionen universelle, für jeden kompetenten Sprachbenutzer übereinstimmende Bedeutungsteilmengen gemeint sind, handelt es sich bei den in dieser linguistischen Beschreibung implizierten Verstehensprozessen lediglich um solche, die für den kompetenten Sprachbenutzer in der Entwicklung erworbene (sozial-konventionalisierte) Prozesse des Alltagsverstehens darstellen. Damit gibt es keinen Punkt, an dem eine spezifische hermeneutische Wissenschaftskonstitution der Literaturwissenschaft im Sinne des Verstehens als systematischer Methode der Auslegung 'des' literarischen Textes anzusetzen wäre. Das heißt nicht, daß in einer sozialwissenschaftlich-empirisch konzipierten Literaturwissenschaft und deren Methodik keine Verstehensprozesse impliziert seien; es bedeutet nur, daß diese Verstehensprozesse nicht den von der hermeneutischen Metatheorie beanspruchten Textauslegungs-Status erreichen. Sie sind vielmehr einerseits und in einem ganz überwiegenden Ausmaß als Gegenstand einer empirischen

literaturwissenschaftlichen Forschung anzusehen; andererseits sind sie natürlich auch in empirisch-sozialwissenschaftlichen Methoden enthalten, und zwar sowohl als Prozesse des Alltagsverstehens wie der systematischen bedeutungsorientierten Beschreibung in Form der monologischen und dialogischen Hermeneutik.

ANHANG I:

Der Universitätsprofessor und Psychologe Burris wird kurz nach dem Zweiten Weltkrieg von einem ehemaligen Studenten, Rodge, und dessen Kriegskamerad, Steve Jamnik, aufgesucht. Sie hoffen, von ihm etwas über seinen ehemaligen Studienfreund, T.E. Frazier, zu erfahren, der eine Lebensgemeinschaft gegründet haben soll, die die Erkenntnisse der modernen psychologischen Wissenschaft in die gesellschaftliche Praxis umsetzt.

Alle drei, Rodge, Jamnik und Burris sind mit ihren Lebensumständen auf eine schwer faßbare Weise unzufrieden. Es ist das Gefühl der Unsicherheit und Unentschlossenheit, das die beiden Kriegsveteranen erfüllt, und es ist die Unzufriedenheit mit der Routine der akademischen Lehre, die den Professor beherrscht. Die drei beschließen, Fraziers neue Gesellschaft, die Walden Two heißt, zu besuchen und sich die praktische Lebensalternative anzusehen.

Die beiden Freundinnen der jungen Männer und der Philosophieprofessor Castle, ein Kollege von Burris, vervollständigen die Besuchergruppe, die von Frazier mehrere Tage lang durch Walden Two geführt wird.

Den skeptischen und staunenden Besuchern wird eine Lebensgemeinschaft von ungefähr tausend Menschen gezeigt, die offensichtlich in größter Harmonie und Zufriedenheit ein glückliches Leben führt. Man lebt in einem riesigen Gebäudekomplex, nicht in Einzelhäusern. Küche, Eß- und Bibliotheksräume sind Gemeinschaftseinrichtungen, dazu kommen Säle, die für Theateraufführungen und Konzerte benutzt werden, die Treppenhäuser werden als Ausstellungsflächen für die Künstler von Walden Two verwandt. Das menschliche Bedürfnis nach Stille und Einsamkeit wird dadurch befriedigt, daß jeder ein einzelnes Zimmer bewohnt. Daß Ehepaare zusammen ein Zimmer haben, ist eher die Ausnahme und eigentlich nur in den ersten Ehejahren häufiger. Persönlicher Besitz ist verpönt, die Gemeinschaft selbst versorgt jedes Mitglied mit dem Lebensnötigen und erhält als Gegenleistung dessen Arbeitskraft. Da Walden Two nicht profitorientiert ist, wird soviel

produziert, wie es die bescheidenen Ansprüche der Bewohner unbedingt erfordern. So läßt sich die Arbeitszeit auf vier Stunden pro Tag begrenzen, und der einzelne wird frei, das zu tun, was er gern möchte.

Besondere Sorgfalt wird auf die Erziehung der Kinder verwandt. Die Gemeinschaft kennt zwar die Institution der Ehe, nicht aber die Untergruppe Familie. Die normalerweise vier Kinder eines Ehepaares leben von den Eltern getrennt im ersten Jahr im Kleinkinderzimmer, wechseln dann in Kinderspielzimmer für die Ein- bis Dreijährigen über und steigen über verschiedene Schulstufen ins Erwachsenenleben auf. Enttäuschung und Frustrationserziehung bereiten sie planvoll auf das spätere Leben vor und lenken sie so, daß sie zu spannungsfreien, glücklichen Menschen werden, die die schlechten Emotionen wie Neid, Mißgunst und Eifersucht nicht kennengelernt und nicht ausgebildet haben.

Man heiratet jung in Walden Two, normalerweise mit 15 oder 16. Dadurch werden die sexuellen Spannungen der Pubertät umgangen, und die Elternschaft in jungen Jahren eröffnet ein längeres unbelastetes Erwachsenenleben.

Die Besucher sind selbstverständlich voller Skepsis und Widerspruch. Besonders die Erziehungsprinzipien werden bezweifelt, und so stellen die oft heftigen Diskussionen zwischen Frazier und vor allem Castle und Burris einen wesentlichen Bestandteil des Romans dar und geben dem Autor die Gelegenheit, die auf dem Behaviorismus fußenden Prinzipien der Verhaltenssteuerung in Walden Two zu erläutern.

Die Erziehung beruht auf der Grundlage der Konditionierung durch Stimulus und Respons. Die Umwelt wird so gestaltet, daß die menschliche Reaktion darauf positiv sein muß. Fehlverhalten wird nicht etwa durch Strafe bedroht, wie in der normalen Gesellschaft, sondern richtiges Verhalten wird durch Anerkennung und Zuwendung belohnt. So entsteht durch "positive reinforcement" ein homogenes, wohlwollendes und umfassendes Gemeinschaftsgefühl, in dem jeder einzelne sich geliebt weiß, ohne daß er in irgendeine Konkurrenzsituation zum anderen gerät. Durch fortgesetzte Konditionierung, auch im Erwachsenenalter, entwickelt sich so eine aggressionslose Gesellschaft.

Das ganze System wird von einem Planungsgremium beherrscht, an das auch Beschwerden, Verbesserungsvorschläge und Unglücksgefühle gemeldet werden. Auf diese Weise werden Schwachstellen rasch identifiziert und behoben. Steve Jamnik und seine Freundin sind von dieser Gesellschaft so begeistert, daß sie schon bald beschließen, Mitglieder zu werden. Rodge scheint ebenfalls überzeugt, verläßt aber seiner Barbara zuliebe Walden Two. Die eigentliche geistige Auseinandersetzung findet praktisch als ein Kampf zwischen Castle und Frazier

um die Seele von Burris statt. Castle sieht in Frazier und seinen Planern nichts weiter als Diktatoren, die die Menschen auf subtile psychologische Weise unterjochen. Als Motiv nennt er Machthunger. Frazier dagegen sieht sich als Befreier der Menschen, als jemand, der Gottes Werk praktisch vollendet und den Menschen das ruhige, unbedrohte Glück des Paradieses wiedergibt.

Burris ist hin- und hergerissen. Er beurteilt Frazier zwar sehr viel positiver, als Castle es tut, aber er weiß nicht, ob das Leben in Walden Two seinem Naturell entsprechen würde.

Während der Rückfahrt zu seiner Universität weiß er es dann plötzlich, er steigt aus dem Bus und beginnt eine Pilgerwanderung zurück nach Walden Two. Das Buch selbst entpuppt sich nun als Erlebnisbericht des neuen Mitgliedes Burris.

(Quelle: H.-W. Schaller 1984: B.F. Skinner: Walden Two (1948), in: H. Heuermann und B.-P. Lange (Hrsg.), Die Utopie in der angloamerikanischen Literatur. Düsseldorf, 219ff.)

ANHANG II:

“Das hier ist eine viel wirksamere Methode, ein Baby warm zu halten, als die übliche Art, es in lauter Tücher zu wickeln”, erklärte sie und machte ein Guckloch auf, so daß Barbara und Mary hineinsehen konnten. “Ein Neugeborenes braucht feuchte Luft mit 20 bis 28 Grad Wärme. Bei sechs Monaten sind etwa 22 Grad das richtige.”

“Woher wissen Sie das?” fragte Castle ein bißchen herausfordernd.

“Das teilen uns die Babys mit”, erwiderte Mrs. Nash freundlich, als ob ihr auch diese Frage vertraut wäre.

“Sie kennen doch die Geschichte mit dem Badewasser, Mr. Castle, nicht wahr?” mischte Frazier sich ein. “Die Temperatur ist richtig, wenn das Baby nicht rot oder blau anläuft.”

“Aber ich hoffe doch —” wollte Castle anfangen.

“Es handelt sich nur um wenige Grad Unterschied”, sagte Mrs. Nash rasch. “Wird es dem Baby zu warm, läuft es rosa an und schreit. Vermindert man die Temperatur, hört es auf zu schreien.” Sie drehte an der Scheibe eines Thermostats vor der Zelle.

“Und wenn sich Frost an der Nase bildet, nehme ich an, es ist zu kalt”, sagte Castle und nahm sich zusammen.

“Dann wird das Kleine blaß”, sagte Mrs. Nash lachend, “und die Arme nehmen eine besondere Stellung ein, entweder eng am Körper oder angewinkelt. Mit ein bißchen Übung können wir auf einen Blick sehen, ob die Temperatur richtig ist.”

ANHANG III:

Als wir den Hügel wieder herabkamen, wurde der störende Lärm vom Rasen her lauter. Die Schafe blökten, der Schäferhund Bischof bellte wütend, von Zeit zu Zeit schrie auch jemand dazwischen. Als wir am Hauptgebäude um die Ecke bogen, sahen wir, daß eins der Schafe aus der verstellbaren Einfriedung ausgebrochen war. Bischof umkreiste es, um es wieder hineinzutreiben, aber die mit Stoffetzen markierte Leine war offenbar auf allen Seiten gleich stark, und immer wenn das Schaf sie berührte, scherte es zu einem neuen Fluchtversuch aus. Aufgeregt hatte sich die Herde in eine Ecke der Hürde zusammengedrängt, wobei wieder andere Schafe durch die Leine gepreßt wurden. Mehrere Leute bildeten einen Kreis, um sie zusammenzuhalten. Alle schienen auf jemanden zu warten, der vom Weideland über den Bach herüberkam. Frazier ergriff mich beim Arm, wir blieben in einiger Entfernung stehen.

“Sehen Sie doch nur, es funktioniert nicht, nicht mal bei den Schafen!” sagte er.

“Was funktioniert nicht?”

“Bestrafung. Negative Verstärkung. Schmerzandrohung. Primitives Machtprinzip. Solange wir den Zaun unter Strom hatten, passierte nichts, vorausgesetzt, die Bedürfnisse der Schafe wurden befriedigt. Sobald wir uns erweichen lassen, tritt früher oder später eine Panne ein.”

Ob dieser Ausführung blieb mir schier die Spucke weg. Frazier ging es offensichtlich viel mehr um das Prinzip als um die geflüchteten Schafe.

Ungeduldig sagte ich: “Die Gesellschaft wird sich kaum bei der Aufsicht über ihre Schafe zur positiven Verstärkung bekehren.”

“Kann sie auch gar nicht”, war seine ernsthafte Antwort. “Sie kann es nicht, weil sie die Schafzucht nicht zum Wohl der Schafe betreibt. Sie hat netto keine positive Verstärkung zu bieten. Nur ein unüberwindlicher Zaun oder häufige Bestrafung wird die Ausgebeuteten in Schach halten.”

“Die Leine tut doch ganz gute Dienste. Es muß schon etwas für Bestrafung sprechen.”

“Sie tut es nur mit Bischofs Hilfe. Und er wird nicht unter Strafandrohung gehalten. Ein Schäferhund hat eine starke Neigung, eine Herde Schafe durch Eingrenzung zusammenzuhalten. Er WILL seine Schafe in die Einfriedung treiben, darin besteht sein Leben. Und wir ernähren und behausen und loben ihn, weil er das tun will, was wir getan haben wollen. Es ist so wie mit der Katze im Krämerladen: sowohl die Katze wie der Krämer wollen, daß die Mäuse vertilgt werden. Der ideale Fall von Symbiose.”

(Quelle: B.F. Skinner 1972: Futurum Zwei. Reinbek, 94 und 270f.)

Literaturnachweise

- Betti, Emilio, 1967. Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Bredella, Lothar, 1980. Das Verstehen literarischer Texte. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dray, William, 1957. Laws and explanation in history. Oxford: University Press.
- Dray, William, 1964. Philosophy of history. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Dray, William, 1975. Historische Erklärungen von Handlungen. In: B. Giesen und M. Schmid (Hrsg.). Theorie, Handeln und Geschichte. Hamburg: Hoffmann und Campe, 261-283.
- Dray, William, 1977. Der Sinn von Handlungen. In: A. Beckermann (Hrsg.). Analytische Handlungstheorie, Bd. 2: Handlungserklärungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 275-303.
- Eco, Umberto, 1973. Das offene Kunstwerk. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eibl, Karl, 1976. Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. München: Fink.
- Groeben, Norbert, 1972. Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Groeben, Norbert, 1977/80. Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma- und Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen. Kronberg: Athenäum. / 2. Aufl. Tübingen: Narr.
- Groeben, Norbert (Hrsg.), 1981. Rezeption und Interpretation. Tübingen: Narr.
- Groeben, Norbert, 1982. Empirische Literaturwissenschaft. In: D. Harth und P. Gebhardt (Hrsg.). Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden. Stuttgart: Metzler, 266-297.
- Groeben, Norbert, 1983. The function of interpretation in an empirical science of literature. Poetics 12, 219-238.
- Groeben, Norbert, 1986. Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen: Francke.
- Groeben, Norbert und B. Scheele, 1977. Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Steinkopff.
- Holland, James G. und B.F. Skinner, 1974. Analyse des Verhaltens. München: Urban und Schwarzenberg.
- Ingarden, Roman, 1965. Das literarische Kunstwerk. Tübingen: Niemeyer.
- Ingarden, Roman, 1968. Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Ingen, Ferdinand van, 1974. Die Revolte des Lesers oder Rezeption versus Interpretation. In: G. Labrousse (Hrsg.). Rezeption, Interpretation. Beiträge zur Methodendiskussion. Amsterdam: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 3), 83-147.
- Iser, Wolfgang, 1971. Die Appellstruktur der Texte. Konstanz: Universitätsverlag.
- Iser, Wolfgang, 1972. Der implizite Leser. München: Fink.
- Iser, Wolfgang, 1976. Der Akt des Lesens. München: Fink.
- Kuhn, Thomas S., 1967. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lämmert, Eberhard, 1973. Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand. In: J. Kolbe (Hrsg.). Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München: Hanser, 160-173.
- Levy, Jifri, 1967. Die Theorie des Verses — ihre mathematischen Aspekte. In: H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser (Hrsg.). Mathematik und Dichtung. München: Nymphenburger, 211-232.
- Link, Hannelore, 1973. 'Die Appellstruktur der Texte' und ein 'Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft'? Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 17, 532-583.
- Link, Hannelore, 1976. Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme. Stuttgart: Kohlhammer.
- Pasternack, Gerhard, 1975. Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. München: Fink.
- Pasternack, Gerhard, 1986. Zur Konstruktion einer Prüfbasis des methodischen Verstehens ästhetischer Werke. Vortrag in der Ringvorlesung 'Theorie und Empirie' SS 1986 Univ. Bremen.
- Patzig, Günther, 1973. Erklären und Verstehen. Neue Rundschau 84, 392-413.
- Prim, Rolf und H. Tilman, 1973. Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Heidelberg: Quelle und Meyer.
- Riedel, Manfred, 1978. Verstehen oder Erklären? Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schaller, Hans-Wolfgang, 1984. B.F. Skinner: Walden Two (1948). In: H. Heuermann und B.-P. Lange (Hrsg.). Die Utopie in der angloamerikanischen Literatur. Düsseldorf: Schwann-Bagel, 219-234.
- Scheele, Brigitte und N. Groeben, 1984. Die Heidelberger Struktur-Legetechnik (SLT). Weinheim: Beltz.
- Schmidt, Siegfried J., 1974. Elemente einer textpoetik. Theorie und Anwendung. München: Fink.
- Schmidt, Siegfried J., 1980/82. Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. 2 Bde. Braunschweig: Vieweg.
- Schmidt, Siegfried J., 1983. Interpretation: sacred cow or necessity? Poetics 12, 239-258.

- Schmidt, Siegfried J., 1986. Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: S.J. Schmidt (Hrsg.). Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J., 1987. S₁-S₄. In: S.J. Schmidt und N. Groeben. How to do thoughts with words: Understanding literature. In: R. Viehoff und D. Meutsch (Hrsg.). Comprehension of Literary Discourse. (Im Druck; zit. aus Mskr.)
- Skinner, Burrhus F., 1972. Futurum Zwei. Reinbek: Rowohlt.
- Stegmüller, Wolfgang, 1969. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie, Bd. 1: Erklärung und Begründung. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Steinmetz, Horst, 1974. Rezeption und Interpretation. Versuch einer Abgrenzung. In: G. Labrousse (Hrsg.). Rezeption, Interpretation. Beiträge zur Methodendiskussion. Amsterdam: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 3), 37-81.
- Steinmetz, Horst, 1983. On neglecting the social function of interpretation in the study of literature. Poetics 12, 151-164.
- Wright, Georg H. von, 1971/1974. Explanation and understanding. Ithaca: University Press. / Dt. Übersetzung 1974: Erklären und Verstehen. Frankfurt/M.: Athenäum.

Lothar Bredella

Das Verstehen und Interpretieren literarischer Texte:

Erziehung zur Objektivität oder zur Kreativität?

Die in dem Titel meines Vortrages ausgedrückte Alternative "Erziehung zur Objektivität oder zur Kreativität" wird sich, so hoffe ich, als falsche Alternative erweisen. Wer den Sinn eines literarischen Textes verstehen will, muß kreativ werden. Der Sinn liegt nicht im Text, sondern liegt, um eine alte hermeneutische Formulierung zu gebrauchen, zwischen den Zeilen. Nach einem berühmten Wort von Sartre ist Verstehen "gelenktes Schaffen" (*création dirigée*) (Sartre 1964: 29). Andererseits kann das Verstehen nur gelingen, wenn wir linguistische und kulturelle Kenntnisse besitzen. Wie objektive und kreative Momente beim Verstehen eines literarischen Textes ins Spiel kommen, soll im Mittelpunkt meiner Ausführungen stehen. Dabei werde ich auf das Spannungsverhältnis zwischen hermeneutisch und empirisch-analytisch ausgerichteter Literaturwissenschaft zu sprechen kommen.

Oft stellen wir uns das Verstehen als ein Abbilden vor. Wir haben etwas verstanden, wenn wir im Geiste wiederholen können, was in der Realität gegeben ist. In seinem Buch *Understanding. A Phenomenological-Pragmatic Analysis* betont G.B. Madison, daß eine weit verbreitete Vorstellung von Verstehen besagt, "to understand something is to form a picture or replica of it" (Madison 1982: 38). Nach Madison verstrickt uns jedoch diese Auffassung in große Probleme. Er stellt daher die Frage, ob es nicht angemessener wäre, Verstehen als "Übersetzen" bzw. als kreative Transformation zu begreifen. Wenn dies stimmt, dann stellt sich auch die Frage, wie wir Verstehen lehren können, damit